



Münchener Beiträge zur Politikwissenschaft

herausgegeben vom
Geschwister-Scholl-Institut
für Politikwissenschaft

2016

Maximilian Riegel

Normativer Normalismus - Eine Analyse kleinbürgerlicher Politisierungsprozesse

Bachelorarbeit bei
PD Dr. Christian Schwaabe
WiSe 2015/16

Gliederung

1. Einleitung	4
2. Kleinbürgerlichkeit als Mentalitätskategorie	8
3. Normativer Normalismus	14
3.1. Normalität als Raum	19
3.1.1. Die Instrumentale Kategorie	22
3.1.2. Die symbolische Kategorie	27
4. Schluss	35
5. Literaturverzeichnis	37

1. Einleitung

Am 20. Oktober 2014 formierte sich in Dresden eine Gruppe zu einem Protestzug, die sich die *Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes*¹ nennt und auch über ein Jahr später noch durch Sachsens Hauptstadt spaziert.² Schon der Name mutet kurios an. Wohl noch nie in der Geschichte hat es so etwas wie patriotische Europäer gegeben. Mit Patriotismus konnotiert man grundsätzlich die starke Verbundenheit zu einem Land oder einer Nation. Selbst in der harmlos klingenden Variante des Verfassungspatriotismus geht es um die (zivile) Identifikation mit einem Land. Die Liebe zu Europa im Sinne eines Patriotismus wäre vermutlich ein einzigartiges Ereignis. Darüber hinaus ist vollkommen unklar, welches Europa gemeint ist. Die Europäische Union als Repräsentantin des politischen Europa kann es wohl kaum sein, hört man sich die gegen Brüssel gerichteten Äußerungen an. Die Pegidisten möchten auf keinen Fall in einen Vereinigten Staaten von Europa leben, sondern streben rückwärts auf ein Europa der Nationen zu, in dem die einzelnen nationalen und kulturellen Eigenschaften gewahrt bleiben. Der Terminus *Abendland* gibt den entscheidenden Hinweis. Es geht um die kulturelle, christliche und traditionelle Perspektive, die sich hinter der Bezeichnung Europa verbirgt: Das christliche Abendland, das aus Sicht von Pegida gegen eine Expansion *des Islams* verteidigt werden muss.

¹ Anmerkung zu kursiv gesetzten Wörtern: Neben der gängigen Funktion der Betonung durch Hervorhebung, dienen bestimmte kursiv gesetzte Wörter (durchgängig zum Beispiel der Terminus *Überfremdung*) in dieser Arbeit als eine Art Stolperstein. Das kursiv gesetzte Wort soll nicht betont werden, sondern die Hervorhebung soll eine Distanzierung beim Lesen herbeiführen.

² Zur Entstehungsgeschichte und den Organisatoren von Pegida vgl. Geiges, Lars/Marg, Stine/Walter, Franz: *Pegida – Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft*, hrsg. für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 2015, S. 11-32; Neben den Studien von Geiges/Marg/Walter vgl. die Studien von Patzelt, Werner J., et al.: *Was und wie denken PEGIDA-Demonstranten? Analyse der PEGIDA-Demonstranten am 25. Januar 2015*, Dresden. Ein Forschungsbericht. (Dresden, 2. Februar 2015), veröffentlicht unter: http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/fakultaeten/philosophische_fakultaet/ifpw/polsys/for/pegida/patzelt-analyse-pegida-2015.pdf (aufgerufen zuletzt am 2.1.2016); Rucht, Dieter et al.: *Protestforschung am Limit – Eine soziologische Annäherung an Pegida*, Berlin, 2015, aufrufbar unter: https://www.otto-brennerstiftung.de/fileadmin/user_data/stiftung/Aktuelles/Pegida/2015_Druckfassung_protestforschung-am-limit.pdf (aufgerufen zuletzt am 22.12.2015); Vorländer, Hans/Herold, Maik/Schäller, Steven: *Wer geht zu Pegida und warum? – Eine empirische Untersuchung von Pegida-Demonstranten in Dresden*, Dresden, 2015. Daneben haben sich noch einige andere Autoren bemüht Pegida zu nähern, wobei die Ergebnisse nur teilweise überzeugend ausfallen: Becher, Phillip/Begass, Christian/Kraft, Josef: *Der Aufstand des Abendlandes – AfD, Pegida & Co.: Vom Salon auf die Straße*, Köln, 2015; Benz, Wolfgang: *Auftrumpfendes Unbehagen – Der politische Protest der Pegida-Bewegung*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (63/9), 2015; Decker, Frank: *Rechtspopulismus und Rechtsextremismus in Europa. Die Herausforderung der Zivilgesellschaft durch alte Ideologien und neue Medien – Alternative für Deutschland und Pegida: Die Ankunft des neuen Rechtspopulismus in der Bundesrepublik*, Baden-Baden, 2015; Nachtwey, Oliver: *Rechte Wutbürger – Pegida oder das autoritäre System*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* (März 2015); Salzborn, Samuel: *Demokratiefeindliche Rebellionen – Pegida und die Renaissance völkischer Verschwörungphantasien*, in: Frindte, Wolfgang/Geschke, Daniel/Haußbeck, Nicole/Schmidtke, Franziska: *Rechtsextremismus und „Nationalsozialistischer Untergrund“ – Interdisziplinäre Debatten, Befunde und Bilanzen*, Wiesbaden, 2016.

Ursprünglich sollte es in dieser Arbeit um Pegida allein gehen. Die Frage, die zu klären war, lautete, wie es zu dem Erfolg dieser Organisation kommen konnte. Denn ganz objektiv betrachtet ist es eine Leistung, über einen solchen Zeitraum konstant eine im Schnitt vierstellige Zahl an Menschen zu mobilisieren. Noch nie hatte es eine (rechte) Partei oder Organisation geschafft, über ein Jahr lang einmal die Woche so viele Menschen auf die Straße zu bringen. Auch wenn vieles, was bei Pegida Veranstaltungen zu hören und zu sehen ist, rechtsextreme (extremistische?) Tendenzen aufweist, so kann der Großteil der demonstrierenden Menschen nicht genuin aus diesem Spektrum kommen. Die Frage lautete dementsprechend: Woher kommen diese Menschen?

Im Laufe der Betrachtung veränderte sich der untersuchte Gegenstand immer mehr. Äußerungen und Parolen, wie sie bei Pegida gemacht werden, sind mittlerweile in allen Teilen der Gesellschaft, vor allem dann, wenn es sich um deren vernetzten Teil handelt, zu vernehmen. Es geht nun nicht mehr unbedingt nur um Pegida, sondern um eine sich immer weiter nach rechts politisierende Mitte der Gesellschaft. Wut und Hass nehmen in einem in den letzten Jahren nicht für möglich gehaltenen Maße zu. Sprüche, die noch vor einiger Zeit für nicht sagbar gehalten wurden, werden nun öffentlich geäußert. Und zwar nicht mehr nur aus der Anonymität des Internets heraus, sondern mit offenem Visier.³ Pegida wird im Folgenden *pars pro toto* für die Gruppe von Menschen benutzt, die für sich die Selbstbeschreibung der *besorgten Bürger* erfunden haben und die dahinter ein verängstigtes und xenophobes Weltbild zu verstecken versuchen.

Wie konnte es dazu kommen, noch dazu in einem Land, das immer so froh war im Gegensatz zu den Nachbarländern keine relevanten rechten Parteien vorweisen zu müssen? Die These der Arbeit lautet, dass es sich bei diesen Menschen um normative Normalisten handelt. Diese Menschen setzen die eigene Normalität normativ. Ist die Normalität in ihrer subjektiv-individuellen Betrachtung gefährdet, wandelt sich das Festhalten an ihr in eine politische Kraft, den Normalismus. Der normative Normalismus ist der zwanghafte Versuch, einen wie auch immer gearteten Zustand zu konservieren oder wieder herzustellen, der als normal und somit gut erachtet wird.

³ So hat der Bundestagsabgeordnete der Grünen, Volker Beck, gezielt Anzeige wegen Morddrohungen erstatten können, die auf der Facebook-Seite von Pegida geäußert wurden: Die Hemmschwelle sinke so weit, „sodass man selbst mit der Angabe seines Namens, Fotos, Geburtsdatum und Wohnort zu Hass und Gewalt aufrufen kann, da man scheinbar keine Konsequenzen zu fürchten hat.“, zitiert nach: Spiegel online vom 29.12.2015: Morddrohungen auf Facebook-Seite: Grünen-Politiker Beck erstattet Anzeige gegen Pegida: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/pegida-volker-beck-erstattet-anzeige-wegen-morddrohungen-a-1069903.html> (zuletzt aufgerufen am 2.12.2016).

Im Folgenden wird versucht, das Kleinbürgertum als Prototypen eines Vertreters des normativen Normalismus darzustellen. Pegida und das dazugehörige Spektrum der *besorgten Bürger* werden demnach als kleinbürgerliches Phänomen betrachtet. Auch wenn kleinbürgerlich oft pejorativ gemeint ist, soll es hier als ernst zu nehmende Kategorie verstanden werden, wie es zum Beispiel das Sinus Institut tut, das dieses Spektrum in dem traditionellen Milieu, das 13 Prozent der Gesellschaft ausmacht, verortet sieht: „Die Sicherheit und Ordnung liebende ältere Generation: verhaftet in der kleinbürgerlichen Welt bzw. in der traditionellen Arbeiterkultur; Sparsamkeit und Anpassung an die Notwendigkeiten; zunehmende Resignation und Gefühl des Abgehängtseins.“⁴ In dieser Arbeit soll von kleinbürgerlich aber nicht im Sinne eines spezifischen Milieus die Rede sein, sondern als Mentalitätskategorie aufgefasst werden. Im ersten Teil wird aufgezeigt wie sich aus dem sozialstrukturellen Element des Kleinbürgertums eine konzeptuelle Kategorisierung einer bestimmten Mentalitätsform herausgebildet hat, die bestimmte Charakteristika des historischen Kleinbürgers aufweist, in der Gegenwart aber unabhängig von der sozialstrukturellen Zuordnung einer Person Gültigkeit hat. Sprich: Bestimmte mentale Ausprägungen, die in der Genese des Kleinbürgertums entwickelt wurden, leben in Menschen fort, die nicht dem Kleinbürgertum als Schicht oder Milieu zugeordnet werden können. Sie sind Kleinbürger des Geistes. Es wird aufgezeigt, dass der Kleinbürger eine besondere Beziehung zur Normalität pflegt, die als normativ beschrieben werden kann. Für die Ausarbeitung des historischen Kleinbürgertums und den dazugehörigen spezifischen Charakteristika bilden vor allem die Monographien von Heinz-Gerhard Haupt/Geoffrey Crossick sowie Heinz Schilling, beziehungsweise der Aufsatz von Sabine Kudera die Grundlage.⁵ Anschließend wird das Konzept des normativen Normalismus weiter ausgearbeitet. Dabei soll zunächst der Terminus der Normalität ein Stück näher untersucht werden. Jürgen Link folgend gehen wir dabei von Normalität als einem diskursiven Ereignis aus und übernehmen seinen Überlegungen entsprechend den Begriff der sektoriellen Normalitäten innerhalb einer modernen Gesellschaft.⁶ Daran anknüpfend versuchen wir herauszufinden, was es bedeutet, wenn von normativer Normalität die Rede ist und ob das

⁴ Vgl. Sinus Institut: Informationen zu den Sinus-Milieus 2015/16: http://www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Bilder/sinus-mileus-2015/2015-09-25_Informationen_zu_den_Sinus-Milieus.pdf (aufgerufen zuletzt am 1.1.2016), S. 16.

⁵ Vgl. Haupt, Heinz-Gerhard/Crossick, Geoffrey: *Die Kleinbürger – Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, München, 1998; Schilling, Heinz: *Kleinbürger – Mentalität und Lebensstil*, Frankfurt, 2003; Kudera, Sabine: *Politische Kleinbürgerlichkeit – Ein empirischer Beitrag zur Analyse politischen Bewusstseins in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Zeitschrift für Soziologie* (4/1988), Stuttgart.

⁶ Vgl. Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus – Wie Normalität produziert wird*, Wiesbaden, 1998; Ders.: *Normale Krisen? – Normalismus und die Krise der Gegenwart*, Konstanz, 2013.

nicht doch eine *contradictio in adiecto* ist, da sich Normativität und Normalität, wie weiter unten noch klarer zu sehen sein wird, gegensätzlich gegenüber stehen. Für die Erforschung der kleinbürgerlichen Normalität soll Normalität als Raum betrachtet werden, als ein „Erfahrungsraum der Vertrautheiten“⁷. Mit Hilfe des Raumorientierungsmodells von Ina-Maria Greverus versuchen wir gewissermaßen den normalen Raum zu kartographieren.⁸

Der Charakter dieser Arbeit ist explorativ, da sie sich in erster Linie nicht in der Tradition der bisherigen Erklärungsmuster zu xenophoben Ereignissen sieht. Die Rechtsextremismusforschung und die Vorurteilsforschung sind viel zu ausdifferenzierte Felder, als dass im begrenzten Rahmen einer Bachelor-Arbeit eine angemessene Einordnung möglich wäre, die die einzelnen Verzweigungen entsprechend würdigt. Dies wäre einem tiefergehenden Diskurs vorbehalten. Es geht nicht darum, ob diese Menschen nun rechtsradikal -extrem, -extremistisch, oder -populistisch sind und nach welchen Kriterien man ein Attribut festlegt. Es geht darum ein neues Modell zu entwickeln, mit dem sich die Ursachen analysieren lassen, warum Menschen, die politisch bisher unauffällig waren, sich dermaßen radikalisieren. Weiter oben wurde kurz erwähnt, dass es bis vor kurzem keine rechte Partei in Deutschland gegeben habe. Vielleicht hat der liberale Teil der Gesellschaft, wenn man es so ausdrücken will, zu sehr in einer Blase gelebt und nicht gesehen, oder nicht sehen wollen, was sich in den Köpfen einiger Mitmenschen, die nicht unbedingt den politischen Rändern zugeordnet werden können, wirklich tut und was sich nun in Zeiten von Krisen und Unsicherheiten artikuliert. Vielleicht hat man sich auch nur auf das berühmte Hufeisen verlassen, wonach extreme Attitüden immer nur von außen kommen und nie aus der Mitte, und vergessen, dass es sich nur um ein Modell handelt über dessen Überzeugungskraft zu Recht intensiv und kritisch diskutiert wird.⁹ Fakt ist jedoch, dass das liberale Gesellschaftsmodell nicht in dem Maße von allen akzeptiert wird, wie es für das friedliche Zusammenleben in einer sich heterogenisierenden Gesellschaft notwendig ist und die Fixierung. Die eigene Normalität bietet für einige Menschen eine Alternative.

⁷ Vgl. Krockow, Christian Graf von: Heimat – Eine Einführung in das Thema, in: Klein, Ansgar et al.: Heimat – Analysen, Themen, Perspektiven, hrsg. für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 1990, S. 66. Von Krockow selbst möchte damit eigentlich den Begriff Heimat erläutern, allerdings passt diese Beschreibung auch für die hier vorgenommene Vorstellung von Normalität.

⁸ Vgl. Greverus, Ina-Maria: Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell, in: Steiner, Dieter: Mensch und Lebensraum – Fragen zu Identität und Wissen, Opladen, 1997.

⁹ Vgl. dazu beispielsweise den Sammelband des Forums für kritische Rechtsextremismusforschung (Hg.): Ordnung. Macht. Extremismus – Effekte und Alternativen des Extremismus-Modells, Wiesbaden, 2011.

2. Kleinbürgerlichkeit als Mentalitätskategorie

Das Adjektiv kleinbürgerlich lässt sich kulturphilosophisch in die Kategorien Begriff und Konzept unterteilen.¹⁰ Als Begriff definiert es ein relativ klar abgrenzbares (historisches) Milieu, das zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft angesiedelt ist. Die Protagonisten waren dabei selbstständige Handwerker und kleine Gewerbetreibende beziehungsweise Kaufleute. Der Kleinbürger¹¹ war, so könnte man es ausdrücken, ein wenig das vormoderne Überbleibsel in einer industrialisierten Welt. Er wurde nicht wie der Proletarier als Vogelfreier auf den Markt geworfen, wie Karl Marx es formulierte, um dort seine Arbeitskraft zu verkaufen oder in der industriellen Reservearmee zu dienen.¹² Er war aber auch nicht der Kapitalist, der sein Geld dafür verwendete, Produkte durch fremder Hände Arbeit herstellen zu lassen. Die kleinen Gewerbetreibenden und Handwerker verkauften weiterhin in kleinen Margen ihre Produkte/Arbeitskraft, jedoch unabhängig und nicht um der Gewinne Dritter willen und verwendeten den erwirtschafteten Mehrwert für die eigene Subsistenz und nicht für den Erwerb der Produktionsmittel. Sie akkumulierten kein Kapital. Ferner arbeiteten sie in ihren eigenen Betrieben. Sie stellten sich so einem „ungleichen Kampf mit den Großunternehmern“¹³, den sie insgesamt mit beachtlichem Erfolg ausgefochten haben. Dadurch, dass sie sich in allen Phasen des Kapitalismus den gegebenen Umständen anzupassen vermochten, sicherten sie ihr eigenes Überleben in allen industriekapitalistischen und auch einigen sozialistischen Gesellschaften.¹⁴

Die (immer noch) strittige Frage dabei ist, ob es das Kleinbürgertum nicht nur geschafft hat, sein Fortbestehen zu meistern, sondern, ob es dabei auch ein Klassenbewusstsein entwickelt hat wie es Bürgertum und Proletariat vorgemacht haben.

¹⁰ „Der Terminus *Konzept* [kursiv übernommen Anm. M.R.] bezieht sich in der Kulturphilosophie auf den universellen und speziell historischen Sprachgebrauch jener Wörter, die unreflektierte ‚Gedankenbilder‘ enthalten und zusammen den allgemeinen symbolischen Kulturkontext bilden. Im *Begriff* als Element des neuzeitlichen wissenschaftlichen Weltbildes werden die Dinge als *Objekte* mit ihren *Bedeutungen* gedacht, im *Konzept* werden sie durch die Symbolik der Sprache in Form der subjektiven Assoziationen und Vorstellungen im kollektiven Bewusstsein oder im kollektiven Unbewusstsein erfasst.“ Vgl. Sdvižkov, Denis A.: *Das Zeitalter der Intelligenz – Zur vergleichenden Geschichte der Gebildeten in Europa bis zum Ersten Weltkrieg*, Göttingen, 2006, S. 16.

¹¹ Wenn in der Arbeit ausschließlich die dritte Person Singular maskulin verwendet wird, liegt das nicht an einer mangelnden Sensibilität für eine genderechte Schreibweise, sondern dient vor allem einer Vereinfachung des Schreibens und der besseren Lesbarkeit. Der/die Leser/in ist eingeladen beim Lesen die weibliche Form mitzudenken.

¹² Vgl. Marx, Karl: *Das Kapital – Kritik der politischen Ökonomie* (Bd. 1); MEW 23, Berlin, 1962, S. 761.

¹³ Vgl. Haupt/Crossick, S. 14.

¹⁴ Vgl. Haupt/Crossick, S. 17. Sie zitieren in diesem Zusammenhang eine Studie von Frank Bechhofer, Brian Elliot, et al., „die die allgemeine Diskussion über die Bedeutung des Kleinbürgertums im zeitgenössischen Großbritannien mit empirischen Untersuchungen über kleine Ladenbesitzer verbindet.“

Dadurch, dass es sich beim Kleinbürgertum um eine Gruppe handelt, die sich durch wenige einheitliche und verbindende Momente („polymorphous“¹⁵) auszeichnete, auch weil die beruflichen Spezifikationen so unterschiedlich waren, wies es einen hohen Grad an sozialer Instabilität auf, die Bürgertum und Proletariat für sich selbst überwinden konnten: „Während nämlich Arbeiter und Bürger aus ihren Beziehungen zueinander ihre soziale Identität gewinnen und sie definieren konnten, waren Handwerksmeister und kleine Ladenbesitzer aufgrund ihrer spezifischen Beziehungen zu den Produktionsmitteln und dem multidimensionalen Charakter ihrer sozialen Position zu einer derart eindeutigen Selbstdefinition nicht in der Lage. Sie waren vielmehr sowohl auf bürgerliche als auch auf proletarische Werte bezogen.“¹⁶ Marx, und im Anschluss daran auch Vertreter des Marxismus, gingen deshalb davon aus, dass das Kleinbürgertum über kurz oder lang, spätestens aber während der Revolution, in einer der beiden Gruppen aufgehen müsse. Hans Magnus Enzensberger brachte dies auf die pointierte Formel des „schwankenden Restes“¹⁷, der weder herrschend noch ausgebeutet sei und somit nirgendwo so richtig dazugehöre. Dem allerdings widersprechen Haupt und Crossick. Auch sie tun sich schwer damit das Kleinbürgertum als Klasse zu charakterisieren. Zu heterogen scheint die Gruppe in der Tat zu sein. Sie verweisen aber darauf, dass es durchaus Hinweise dafür gibt, dass man, wenn schon nicht von einer Klasse, so zumindest von einer sich entwickelten Identität sprechen kann, die das Kleinbürgertum zu einem ernst zunehmenden gesellschaftlichen Bestandteil machte.¹⁸ Sie sehen vor allem das Streben nach Selbstständigkeit als einheits- und identifikationsstiftendes Merkmal. Es ist das eindeutigste Abgrenzungsmerkmal zu den Besitzern der Produktionsmittel und der Arbeiterklasse. Sie stellten ihren Besitz selbst her, meist ohne die Mitwirkung (familienfremder) Arbeitskräfte in Anspruch zu nehmen. Diese Art der Produktion verschaffte ihnen in einer sich industrialisierenden Welt ein Alleinstellungsmerkmal, das es gegenüber den Reichen und Mächtigen sowie den Besitzlosen zu verteidigen galt.

Dieses Streben nach Selbstständigkeit war allerdings auch Ursache für eine chronische Selbstbezogenheit auf die eigenen Sphären. Sie kapselten sich ab von den großen Entwicklungen der Welt (Politik, Hochkultur, etc.) und suchten ihr Heil im Kleinen. Das wird

¹⁵ Vgl. Mayer, Arno J.: The Lower Middle Class as Historical Problem, in: Journal of modern History (47/3), 1975, S. 409.

¹⁶ Vgl. Haupt/Crossick, S. 18f.

¹⁷ Vgl. Enzensberger, Hans Magnus: Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums – eine soziologische Grille, in: Stein, Gerd: Philister – Kleinbürger – Spießler. Normalität und Selbstbehauptung, Frankfurt, 1985, S. 136.

¹⁸ Vgl. Haupt/Crossick, S. 22.

im Folgenden noch verdeutlicht. In Krisenzeiten, in denen die Selbstständigkeit gefährdet erschien, schaffte es das Kleinbürgertum sich auf dieses verbindende Merkmal zu besinnen und entwickelte einen beträchtlichen inneren Zusammenhalt: „In sum, however amorphous the petite bourgeoisie may be in times of normalcy, in times of severe crisis it develops considerable internal coherence.“¹⁹

Für den weiteren Verlauf dieser Arbeit ist die sozialstrukturelle Verwendung des Terminus Kleinbürgertum jedoch gar nicht so entscheidend, weder in einer historischen Betrachtung der Entwicklung des Kleinbürgertums, noch in der gegenüber Bourgeoisie und Proletariat und auch nicht in seiner gegenwärtigen Form (immer vorausgesetzt, dass man in unserer heutigen Gesellschaft überhaupt noch von einem Kleinbürgertum als soziales Milieu, Schicht, oder gar Klasse sprechen kann, der Begriff für eine Gesellschaftsstudie also nicht obsolet geworden ist.) Es geht vielmehr darum, dass der Terminus kleinbürgerlich sich aus der Begrifflichkeit herausgelöst hat und im Sinne einer Mentalitätskategorie konzeptualisiert wurde und somit weiterhin Gültigkeit besitzt. Die Werte und Vorstellungen, die das Kleinbürgertum in seinem Überlebenskampf entwickelt und internalisiert hat, haben sich so sehr verfestigt, dass ein Mensch, unabhängig von seiner sozialstrukturellen Zuordnung, sondern lediglich aufgrund seiner Geisteshaltung als kleinbürgerlich betrachtet werden kann. Eine Behauptung, die zugegebenermaßen leicht aufgestellt, aber schwer zu beweisen ist. Es gibt jedoch gute Gründe, sie nicht nur aufgestellt, sondern tatsächlich auch stehen zu lassen.

Familie, Lokalismus und Eigentum kann man als die drei Hauptelemente betrachten, die die kleinbürgerliche Mentalität/Kultur kennzeichnen.²⁰ Geht man davon aus, dass sich diese aus der Genese des Kleinbürgertums heraus entwickelt haben, ist es nicht schwer zu erklären, wie es dazu kam. Dadurch, dass die kleinbürgerlichen Betriebe fast immer familiär, das heißt ohne die Zurhilfenahme von Arbeitskräften, geführt wurden, entwickelte sich ein ganz anderes Verständnis ihrer Bedeutung.²¹ Die Familie war der Garant für die betriebliche Existenz und damit auch für die ganz persönliche. Auflösungserscheinungen der Familie, beispielsweise durch den unerwarteten Tod eines oder mehrerer Mitglieder, Zerwürfnisse, Streitereien oder Ähnliches, gefährdeten nicht nur den privaten Haussegen, sondern hatten auch direkte Folgen für den Betrieb als Lebensgrundlage. Ein guter familiärer Zusammenhalt war somit notwendig und die Versicherung für das wirtschaftliche Dasein. Diese doppelte Bedeutung der Familie (für die private *und* ökonomische Sphäre) unterschied das

¹⁹ Vgl. Mayer, S. 436.

²⁰ Vgl. dazu die Kapitel bei Haupt/Crossick, S. 262-271 und Schilling, S. 27-39.

²¹ Vgl. Haupt/Crossick, S. 21; Mayer, S. 427.

Kleinbürgertum von den anderen beiden großen Gesellschaftsgruppen Bürgertum und Proletariat. Die großen Betriebe, die die industrielle Revolution mit vorantrieben, waren oftmals auch in Familienbesitz. Sie wurden aber nicht familiär geführt, sondern in den meisten Fällen patriarchisch durch das Familienoberhaupt. Der Beitrag, den die Familie als Ganzes für das Unternehmen leistete, war marginal und eher im repräsentativen Bereich zu suchen. Auch weil sie von den Produktionsstandorten meist entfernt lebte und somit auch in keinen direkten Kontakt mit den Arbeitsabläufen treten konnte. Familienausfälle waren deshalb zumindest im ökonomischen Bereich zu verkraften. Auch in der Arbeiterschaft erlebte die Familie keinen derartigen Bedeutungszuwachs. Zwar waren die einzelnen Mitglieder für das ökonomische Überleben der Familie wichtig. Nicht umsonst waren alle Mitglieder, und nicht nur der Vater, zum Verkauf ihrer Arbeitskraft gezwungen. Im Ganzen ergab sich aber nicht mehr als die Summe der familiären Einzelteile, wie es im Kleinbürgertum der Fall war, wenn aus dem Zusammenhalt und der Zusammenarbeit der Familie nicht nur die Existenz gesichert wurde, sondern sich auch ein Mehrwert ergab.

Das zweite typische Element für das Kleinbürgertum ist die Ortsgebundenheit: Lokalismus. Aus zwei Gründen konstruierte das Kleinbürgertum seine Lebenswirklichkeit um einen bestimmten Ort herum. Die räumliche Mobilität war schon deshalb nur bedingt vorhanden, weil sie mit dem Standort des Betriebes verknüpft war. Eine räumliche Veränderung hätte entweder dessen Aufgabe zur Folge gehabt, oder in Form einer Standorterweiterung stattgefunden. Weder das eine noch das andere waren aber die Regel, sondern allenfalls die Ausnahme. Räumliche Veränderungen waren folglich selten, was auch Auswirkungen auf die Politisierung der Kleinbürger hatte. Auf politischer Ebene bekamen kommunale Entscheidungen einen ungleich höheren Stellenwert beigemessen und wurden dementsprechend stärker wahrgenommen als überregionale Debatten. „Der Verlauf einer Straßenbahn, die Lage einer Markthalle oder die Inspektion der Hygiene und der Öffnungszeiten der Läden schienen ihnen weitaus wichtiger als Entscheidungen der Zentralregierung.“²² Der Leser sei hier an das Stichwort Selbstbezogenheit erinnert. Der eigene Ort war schon allein aus diesem Grund das Zentrum der kleinbürgerlichen mental map. Forciert wurde dies durch eine Abgrenzung nach oben hin. Großunternehmen waren in der Lage, sich größere Märkte zu erschließen, als es kleinbürgerliche Betriebe jemals gekonnt hätten. Die Großbetriebe traten so in eine direkte Konkurrenz mit den örtlichen kleinen Produzenten, der sich diese nicht gewachsen sahen. Im übertragenen Sinne mutierte der Ort

²² Vgl. Haupt/Crossick, S. 264.

zu einem Kampfplatz, den die eingesessenen Handwerker und Ladenbesitzer gegen die von außen kommenden, fremden Invasoren zu verteidigen hatten. Haupt und Crossick nennen das die „Ideologie des Lokalismus“²³. Es scheint zwar etwas fraglich zu sein, ob man wirklich von einer Ideologie sprechen kann oder ob das nicht doch etwas zu hochgegriffen ist. Nichtsdestotrotz hat es eine Überhöhung der Bedeutung des eigenen Ortes, als dessen Bestandteil sich das Kleinbürgertum sah, gegeben. Der lokale Markt sollte dadurch vor der Einwirkung Dritter geschützt werden. Die Mystifizierung des Lokalen war die politische Antwort im Ringen um die eigene Existenz. Nicht selten fand dies in einer oftmals konstruierten Wiederbelebung lokaler Traditionen statt. Neu gegründete Vereine widmeten sich der örtlichen Historiographie, der Bräuche und der Bewahrung der jeweils typischen Dialekte und Mundarten. Es war der Beginn der Heimatpflege.²⁴ Im 19. Jahrhundert und insbesondere zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlangte der Heimatbegriff eine emotionale Konnotation. War Heimat ursprünglich ein juristischer Terminus, der lediglich der räumlichen Zuordnung einer Person diente, wandelte er sich zu einem Fluchtpunkt vor einer sich verändernden Welt. Durch die Aus- und Abgrenzung von der sich industrialisierenden Gesellschaft – und speziell in Deutschland ab 1871 auch von einem sich ausbreitenden Zentralstaat – verband man die Angst um die ökonomische Existenz mit der Angst vor einer kulturellen Nivellierung mit *dem Anderen* und dem damit verbundenen Verlust der eigenen Identität.

Wenn bisher von der Sicherung des kleinbürgerlichen Betriebes die Rede war, muss damit immer auch das Eigentum mitgedacht werden, als drittem elementarem Charakteristikum des Kleinbürgers. Lässt sich der Lokalismus als Abwehrhaltung gegen den Druck von oben sehen, ist das Eigentum das Abgrenzungsmerkmal nach unten, gegenüber dem Proletariat im Allgemeinen und den eigenen Mitarbeitern (sofern vorhanden) im Besonderen. Besitz hat nie eine nur selbstreferentielle Funktion, sondern prägt auch immer das Selbstverständnis und den Habitus. Das Kleinbürgertum gerierte sich gegenüber den Arbeitern als Gruppe, die es zu etwas gebracht hatte, und schaffte es gleichzeitig, sich vom Bürgertum abzusetzen, indem es das Selbsterwirtschaftete des Eigentums hervorhob, während das Eigentum jener lediglich die bereits selbstverständliche Basis bildete.²⁵ Auch wenn der eigene Besitz quantitativ kleiner sein mag, ist er qualitativ wertvoller, wenn er eigenständig

²³ Vgl. Haupt/Crossick, S. 264.

²⁴ Vgl. Neumeyer, Michael: Heimat – Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens, Kiel, 1992, S. 17-31.

²⁵ Vgl. Schilling, S. 34.

Stück für Stück erarbeitet wird. Charaktereigenschaften beziehungsweise Werte, die heute noch als typisch kleinbürgerlich, manche würde vielleicht auch sagen *deutsch*, gelten, wie Fleiß, Disziplin, Pünktlichkeit, Mäßigung, Zielstrebigkeit und so weiter, haben sich zu einem großen Teil in diesem Kontext entwickelt.²⁶

Betrachtet man das Streben nach Selbstständigkeit, sprich den Widerstand gegen das Aufgesogenwerden in eine der beiden konkurrierenden Klassen, als den Kern und das verbindende Element der kleinbürgerlichen Identität, kam dem Eigentum vor allem eine stabilisierende Funktion zu. Als Symbol für Unabhängigkeit, Autonomie und Sicherheit stand es für den Erfolg, sich im Existenzkampf behauptet zu haben.²⁷ Der kleinbürgerliche Eigentümer hatte es geschafft, sich im Kleinen von den Gesetzmäßigkeiten der Welt zu emanzipieren und konnte sich ganz seiner privaten und ökonomischen Sphäre widmen. Die Selbstbezogenheit des Kleinbürgers verdeutlicht sich hier materiell, auch, weil das Eigentum nicht für expansionistische Zwecke verwendet wurde, also für Investitionen, die sich selbst amortisieren. Kleinbürgerliches Eigentum war kein Kapital, das selbst arbeitet, sondern wurde in reale, immobile Güter gesteckt, die vor allem Sicherheit gewähren und auf Dauer nicht an Wert verlieren sollten.²⁸

Aus der historischen Betrachtung heraus lassen sich bestimmte Merkmale (selbstbezogen, stark lokal verhaftet und sicherheitsbedürftig) feststellen, die sich sowohl dem (historischen) Kleinbürger, als auch einem heutigen Mensch mit kleinbürgerlicher Mentalität zuschreiben lassen. Selbstbezogen allerdings nicht im Sinne von egoistisch oder egozentrisch, sondern auf die eigenen Sphären und Räume konzentriert lebend. Im ständigen Kampf um das gesellschaftliche Überleben, hat der Kleinbürger sein Heil im Kleinen gesucht und gefunden. In den Räumen, die er bewohnt, muss er mit niemandem konkurrieren und kann sich ganz sich selbst und seinem Glück widmen. Andere streben nach Glück im Großen, während der Kleinbürger das seine vor der Haustür findet. Das bedeutet im Umkehrschluss aber, dass das nur so lange möglich ist, wie die kleinbürgerlichen Sphären keiner Störung von außen ausgesetzt sind. Lange hat der Kleinbürger darauf hingearbeitet, durch Abgrenzung von allem was bedrohlich erscheint, seine Lebenswelt so störungsresistent wie möglich zu gestalten. Er hat sich seinen Raum geschaffen und ihn zu seiner Normalität erhoben. Der Wunsch nach

²⁶ Vgl. entnommen einer Auflistung, der als typisch geltenden Charaktereigenschaften des Kleinbürgertums bei Kudera, S. 252.

²⁷ Vgl. Haupt/Crossick, S. 268.

²⁸ Vgl. Haupt/Crossick, S. 269f.

Normalität ist ein Spezifikum des Kleinbürgertums.²⁹ Kudera betrachtet es sogar als den Kern kleinbürgerlichen Denkens, als eine „moralische und funktionale Überhöhung der eigenen Normalität vor dem Gegenhorizont solcher Gruppen, denen die Normalität nicht zugebilligt wird.“³⁰ Die Normalität ist die Ebene, in der der Kleinbürger seine Existenz frei von jeder Gefahr sieht, weil das die einzige ist, die er in der Lage ist zu beherrschen, weil er sie sich selbst geschaffen hat und in der er sich auskennt. Ist diese Normalität jedoch durch plötzliche äußere Einflüsse Veränderungen ausgesetzt, die als dauerhaft und schwerwiegend wahrgenommen werden, entwickelt das Kleinbürgertum in seinem Aufbäumen dagegen jene „considerable internal coherence.“³¹ Es entwickelt das, was sich als normativer Normalismus bezeichnen lässt.

3. Normativer Normalismus

Zunächst wollen wir versuchen uns dem Begriff Normalität skizzenhaft zu nähern. Vermutlich jeder Mensch hat eine Vorstellung davon, was normal ist. Gerade deswegen handelt es sich dabei um einen komplizierten Terminus, der vor allem in wissenschaftlichen Arbeiten ungern verwendet wird, weil zu viele unterschiedliche Assoziationen damit verbunden sind. Eine überzeugende und allgemein gültige von Normalität scheint unmöglich. Und trotzdem scheint es sinnvoll bei der Beschreibung menschlicher Handlungen sich der Normalität der betreffenden Menschen zu nähern. Durch persönliche Reflexion auf das Dasein ist eine Konfrontation mit Normalität unvermeidlich. Jeder Mensch ist in einer Normalität eingebettet. Nur weil bestimmte Abläufe normal, sprich in wiederkehrender Regelmäßigkeit ablaufen, ist eine beständige Lebensführung gewährleistet. Alles wird irgendwann zu Normalität. Selbst Menschen, die in Kriegsgebieten leben müssen, betrachten das Abnormale irgendwann als normal und richten sich dementsprechend ein.

Geht man davon aus, dass Normalität gesamtgesellschaftlich gesehen ein diskursives Ereignis ist und den Kontext und Sinnzusammenhang eines bestimmten sozialen Systems/Kultursystems bestimmt und so Orientierung ermöglicht, kommt man zu dem Schluss, dass es in der Moderne immer mehrere Normalitäten parallel geben muss. Link spricht deshalb von sektoriellen Normalitäten innerhalb pluralistisch ausdifferenzierter

²⁹ Vgl. Franke, Berthold: Die Kleinbürger – Begriff, Ideologie, Politik, Frankfurt, 1988, S. 215f.; Pintschovius, Joska: Die Diktatur der Kleinbürger – Der lange Weg in die Deutsche Mitte, Berlin, 2008, S. 17; Kudera, S. 252, 258.

³⁰ Vgl. Kudera, S. 258.

³¹ Vgl. Fn. 19.

Gesellschaften.³² Das bedeutet, dass nicht jeder Mensch in seiner eigenen, individuellen Normalität lebt, sondern, dass Normalität auch immer im Zusammenspiel mit anderen Menschen verläuft. Der kategorische Imperativ der Normalität lautet deshalb: betrachte als normal, was von anderen als normal betrachtet werden könnte.³³ Innerhalb einer bestimmten Gruppe oder einem bestimmten Milieu, dem man sich qua Herkunft, Religion, Einkommen, Wohnort, Profession, Bildung, Habitus etc. zugehörig fühlt, wird mittels Diskurs festgestellt, was als normal gilt. Das individuelle Verständnis von Normalität ist also immer auch von bestimmten Dispositiven abhängig, die den Zugang zu einem solchen Diskurs erst möglich machen.

Um sich in diesen sektoriellen Normalitäten zurechtzufinden, wird von dem Einzelnen ein hohes Maß an Verstehens- und Kommunikationskompetenz abverlangt. Menschen, die aus unterschiedlichen Normalitäten kommen, werden es schwer haben, sich erfolgversprechend einander zu nähern, ohne sich über die Voraussetzungen zu verständigen, aus denen der jeweils andere kommt. Der modern vergesellschaftete Mensch muss im Alltag natürlich nicht wie ein Ethnologe agieren, der sich einem fremden Stamm nähert. Gewisse Formen der Normalität, wie zum Beispiel die Grundlagen der Höflichkeit, sind gewiss sektorenübergreifend. Wer aber tiefgehende Prinzipien als das Händeschütteln zur Begrüßung nicht kennt und deshalb nicht in der Lage ist sie zu befolgen, wird zum Beispiel bei einem Staatsempfang Probleme bekommen. Die oft zitierten soft skills (Reflektiertheit, Toleranz, Urteilskraft, Lernbereitschaft und Rollendistanz) sind die Basis, um intersektoriell handlungsfähig zu sein.

Was bedeutet das nun, wenn von einem normativen Normalismus die Rede ist? Auch wenn der Wortstamm derselbe sein mag, scheinen Normalität (oder eben besser als Plural: Normalitäten) und Normativität sich als zwei Gegenpole gegenüberzustehen. Hat ersteres eher die Funktion einer Orientierungsnorm inne, ist letzteres als Erfüllungsnorm gedacht: so ist es und so sollte es sein. Ist es nicht so, wie es sein sollte, besteht Interventionsbedarf. Dieser ist aber nur dann legitim, wenn mittels eines rationalen Diskurses ein gesamtgesellschaftlicher Konsens hergestellt werden kann, schon deshalb, weil es eben Normalitäten sind. Die Grundlage für einen Interventionsbedarf kann also nur schwerlich die Normalität sein. Anders verhält es sich, wenn Normalität mit normativ gleichgesetzt wird. Interventionsbedarf

³² Vgl. Willems, Herbert: Normalität, Normalisierung, Normalismus, in: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut: „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg, 2013, S. 52; Link (1998), S. 15, 118.

³³ Vgl. Link (1998), S. 16.

bedeutet dann „Normalisierungsbedarf“³⁴. So schreibt Robert Spaemann: „Der Begriff einer normativen Normalität ist unverzichtbar, wenn es um den Umgang mit Lebensvorgängen geht.“³⁵ Er bezieht sich damit vor allem auf das Gender Mainstreaming, das er als Umerziehung und Re-Education bezeichnet. Normal sind, laut Spaemann, heterosexuelle Männer und Frauen, die zusammen Kinder zeugen, während die Adoption von Kindern durch homosexuelle Paare als „anormal“ betrachtet werden muss. Der Vorwurf, den Spaemann macht, lautet, dass die Kategorie der Normalität verbannt und „unter Ideologieverdacht“ gestellt werden würde, damit man Nicht-Heterosexuelle und deren adoptierte Kinder nicht als das bezeichnen muss, was sie aber eigentlich sind: anormal. Sie sind als „Fehler der Natur“ zu betrachten, die man zwar hinnehmen, aber durch eine oktroyierte *Tolerierungspolitik* nicht auch noch fördern muss. Das kann man illiberal finden. Es zeigt aber eindrucksvoll, wie normative Normalität funktioniert. Lebensformen, die nicht der eigenen entsprechen, werden als anormal abgetan, ohne sich bewusst zu machen, dass Normalität vor allem konstruiert ist und sich deshalb in einer modernen Gesellschaft, in der Menschen sich ihres eigenen Verstandes bedienen, in vielfältigster Weise präsentieren kann.

In ihrer Studie zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit (GMF) machen Andreas Zick und Beate Küpper normative Normalität dann aus, wenn dem Satz „Ich lebe so, wie es üblich und richtig ist“ eher beziehungsweise voll und ganz zugestimmt wird.³⁶ Das Bestehen sektorieller Normalitäten wird also negiert und nur eine einzige Normalität als wahr und gut hervorgehoben. Ist diese Normalität durch exogene oder endogene Faktoren gefährdet, entwickelt sie sich zu einem politisch virulenten normativen Normalismus. Er ist eine politische Kraft, die sich aus den Befürwortern einer normativen Normalität speist. Handlungsbedarf wird dann als erforderlich gesehen und eingefordert, wenn die eigene Normalität Gefahr läuft ausgelöscht zu werden, respektive in einer oder mehreren anderen Normalitäten aus- oder unterzugehen droht. Auf den Ansatz zurückgehend, wonach Normalität ein diskursives Ereignis ist, hieße das, dass der eigene Diskurs von einem anderen überlagert wird. Der Handlungsbedarf wird dementsprechend auch nur von dieser Gruppe artikuliert und ist nicht das Ergebnis einer gesamtgesellschaftlichen Abstimmung. Kurz gesagt: Es geht beim normativen Normalismus um den zwanghaften Versuch einen wie auch

³⁴ Vgl. Link (2013), S. 21.

³⁵ Die folgenden Zitate Spaemanns sind aus seinem Geleitwort zu einer Monographie Gabriele Kubys entnommen: Spaemann, Robert: Geleitwort, in: Kuby, Gabriele: Die globale sexuelle Revolution – Zerstörung der Freiheit im Namen der Freiheit, Kißlegg, 2014⁴.

³⁶ Vgl. Zick, Andreas/Küpper, Beate: Politische Mitte. Normal feindselig, in: Heitmeyer, Wilhelm: Deutsche Zustände, Folge 4, Frankfurt am Main, 2006, S. 127.

immer gearteten Zustand zu konservieren oder wieder herzustellen, der als normal und somit gut erachtet wird. Handlungsbedarf wird gleichgesetzt mit Normalisierungsbedarf, weil der normale Seins-Zustand Gefahr läuft zu verschwinden beziehungsweise in einem neuen Zustand aufzugehen, der unbekannt ist und damit als gefährlich wahrgenommen wird. Wie man Normalität und Normalismus kategorisieren kann, soll weiter unten näher ausdifferenziert werden.

Von normativem Normalismus lässt sich, wie der Angriff auf das Gender Mainstreaming zeigt, nicht nur bei xenophoben Ereignissen sprechen. Es besteht aber die Vermutung, dass es vor allem fremdenfeindliche sind, die dadurch ausgelöst werden. Auch Zick und Küpper beziehen sich bei ihrer Konzeption der normativen Normalität auf xenophobe Einstellungen. Die Angst vor dem Fremden, die durch Ressentiments und Vorurteile ausgedrückt wird und in Hass und Gewalt ausarten kann, ist durch die Angst vor dem Verlust der eigenen Normalität erklärbar. Der Charakter des normativen Normalismus ist ein exkludierender. Menschen, Religionen, Kulturen, Institutionen, Werte und Normen, die in der eigenen Normalität nicht vorkommen, werden ihrer Wertigkeit und ihrer Daseinsberechtigung beraubt, indem man ihnen den Zugang in die eigene Welt a priori verwehrt. Ohne sich mit ihnen in auseinandergesetzt haben zu müssen, können sie von vornherein abgelehnt werden. Vor allem dann, wenn herkömmliche Erklärungsmuster für Fremdenfeindlichkeit (nicht nur auf Menschenfeindlichkeit bezogen, sondern auf *das* Fremde allgemein) wie Rassismus oder völkisches Denken nicht grundsätzlich überzeugen, bietet der normativ normalistische Ansatz eine Alternative. Rassismus gründet sich in der Überzeugung von der Existenz höher beziehungsweise minderwertiger Rassen und legitimiert die Feindseligkeit gegenüber anderen Gruppen durch das Gefühl, etwas Besseres zu sein. Bei Anhängern einer völkischen Denkweise paart sich dies in der Regel noch mit einem überzogenen Nationalbewusstsein und einem grundsätzlichen Freund-Feind-Verständnis des Politischen. Aber nicht jeder, der Ausländer in seinem Umfeld ablehnt, ist automatisch ein Rassist. Man kann sehr wohl den Wert anderer Kulturen (das Wort Rasse würde dann wohl vermieden werden) anerkennen, ohne sie dabei in seiner Nähe haben zu wollen. Sie sollten nur das ihnen angestammte Habitat nicht verlassen, da sie durch *Überfremdung* die individuelle Normalität gefährden. Das soll die Gefahr, die von Xenophobie aus welchen Motiven auch immer ausgeht in keinem Fall relativieren. Aber Ausländerfeindlichkeit, nicht ausgelöst durch ein Weltbild, sondern durch normativen Normalismus kann erklären, wie es zu einer (rechts-)politisierten Mitte der Gesellschaft kommt.

Wer Vorurteile äußert, tut dies in nicht wenigen Fällen mit dem Verweis auf die eigene Normalität und betont diese dadurch explizit.³⁷ Er wertet sie durch Abgrenzung zu einer anderen Gruppe auf und verschafft ihr so den Status einer unveränderlichen Gültigkeit. Gleichzeitig werden Vorurteile normalisiert und konsensfähig gemacht. Wilhelm Heitmeyer bezeichnet das als „beunruhigende Normalität“.³⁸ Dadurch, dass Vorurteile nicht nur von den Rändern her geäußert werden, sondern aus der Mitte der Gesellschaft kommen, geben sie ihnen einen repräsentativen Anstrich, da der Eindruck erweckt wird, die meisten Mitglieder der Gesellschaft würden so denken. In der Folge nimmt die Normalisierung der Menschenfeindlichkeit zu, wodurch „die Desintegration und Diskriminierung von Gruppen in der Gesellschaft `normal` erscheint und den Verdacht des Extremistischen, des Abweichenden unterläuft.“³⁹ Von diesem Punkt aus betrachtet, wird auch klar, was für eine Gefahr es birgt, wenn Politiker oder andere repräsentative Stimmen Ressentiments mit dem Argument aufgreifen, dass demokratiefeindlichen Kräften ansonsten ein Hoheitsrecht auf bestimmte politische Themenfelder eingeräumt werden würde. Beliebt ist in diesem Zusammenhang der Ausdruck des Rattenfängers, vor dem man die Bevölkerung schützen müsse.⁴⁰ Gerade aber dadurch, dass Politiker und andere sich mit diesen Sprüchen anbieten und mit diesen Forderungen gemein machen, verschaffen sie illiberalen und menschenfeindlichen Gedanken eine Legitimität, die sie sonst nur schwer erreichen würden. Sie machen sagbar, was vorher aus guten Gründen mit zivilisierter Verachtung⁴¹ gestraft wurde.

Bis jetzt ging es um den normativen Normalismus als Phänomen ganz allgemein. Im Folgenden soll er speziell für das Kleinbürgertum angewandt werden. Wie weiter oben erörtert, hat das Kleinbürgertum ein besonderes Verhältnis zu Normalität. Es sieht Normalität nicht als diskursives Ereignis an, sondern kennt aufgrund seiner Selbstbezogenheit nur die eigene Normalität. Um sich dem Verständnis von Normalität zu nähern und daran anknüpfend, wie die Veränderung wahrgenommen wird, soll Normalität als Raum verstanden werden. Für die Methode der Diskursanalyse bedeutet das, dass der Raum als institutioneller

³⁷ Vgl. Zick/Küpper, S. 128.

³⁸ Vgl. zitiert nach Zick/Küpper, S. 116.

³⁹ Vgl. Zick, Andreas/Klein, Anna: Fragile Mitte – Feindselige Zustände – Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014, hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Ralf Melzer, Bonn, 2014, S. 13.

⁴⁰ Exemplarisch dafür die Aussage des bayerischen Innenministers Joachim Herrmann in einem Interview mit der Bild-Zeitung: „Dabei müssen wir die Ängste der Bevölkerung aufnehmen, bevor es rechtsextremistische Rattenfänger mit ihren dumpfen Parolen tun.“ Vgl. Bild-Zeitung vom 12.12.2014: Anti-Islam-Proteste: Bayerns Innenminister warnt vor rechten Rattenfängern: <http://www.bild.de/politik/inland/pegida/bayerns-innenminister-warnt-vor-rechten-rattenfaengern-38940776.bild.html> (aufgerufen zuletzt am 2.1.2016).

⁴¹ Zur zivilisierten Verachtung vgl. Strenger, Carlo: Zivilisierte Verachtung – Eine Anleitung zur Verteidigung unserer Freiheit, Frankfurt am Main, 2015.

Teil des Diskurses gedeutet, beziehungsweise überhaupt erst als solcher von diesem konstruiert wird. Was im vorherigen Kapitel durch Begriffe wie Sphäre und Raum angedeutet wurde, soll jetzt intensiver untersucht werden.

3.1. Normalität als Raum

Normalität als Raum zu verstehen, scheint der eleganteste Weg zu sein, wenn man sich nicht einer statistisch berechneten, sondern einer individuellen oder klar definierbaren gruppenspezifischen Vorstellung von Normalität nähern möchte. Wenn im Folgenden von einem der beiden Begriffe die Rede ist, muss der jeweils andere beim Lesen immer mitgedacht werden. Grundlage für die Überlegung Normalität räumlich zu denken, ist das anthropologische Axiom, wonach Räume konstitutiv für Menschen sind.⁴² Menschen leben in Räumen, die sowohl imaginär und damit interpretierbar sind (wie das bei der Normalität der Fall ist), aber auch in physisch greifbaren Räumen (der Ort beispielsweise, an dem man sich in der Regel aufhält), die bearbeitet und wandelbar gemacht werden können. Wer nach einigen Jahren wieder in eine Stadt kommt, die er von früher kennt, muss damit rechnen, dass sie eine Veränderung durchgemacht hat. Diese kann baulicher Natur durch den Abriss und Aufbau von Häusern sein. Es kann sich aber genauso gut der erinnerte Raum verändert haben. Dinge, die die Wahrnehmung des Ortes beeinflusst haben, wie Gerüche, Lichter, Laute, sind verschwunden oder wurden durch andere ersetzt und der Raum wird plötzlich in einer ganz anderen Art und Weise betrachtet. Der Mensch definiert den Raum. Das gilt aber vice versa genauso. Der Raum oder die Idee, die auf diese projiziert wird, beeinflusst den Menschen, bis hin zu dem Moment, in dem er sich im Zweifel nur noch über diesen definiert. Dabei muss es aber gar nicht so weit kommen, um von einer Beeinflussung zu reden (in diesem Fall wäre der Begriff Beeinflussung wohl auch zu milde gewählt). Wer an fremde Orte fährt, wird immer auch ein Stück weit von diesen geprägt werden. Sei es in einer positiven Art und Weise, weil man die Fremdheit als individuelle Bereicherung empfindet oder in einer negativen, weil man sich in dem Raum verloren fühlt. Das alles klingt zunächst einmal banal, wird aber gerne als eine eher vernachlässigbare Komponente behandelt, wenn es darum geht, das Sozialverhalten von Gruppen oder Individuen zu beschreiben, das meist vollkommen natürlich in eine Umgebung eingebettet zu sein scheint.⁴³ Normalität ist sowohl physischer als auch imaginärer

⁴² Vgl. Schilling, S. 9.

⁴³ Vgl. Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit – Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München, 2004, S. 47.

Raum. Sie ist ein „Erfahrungsraum der Vertrautheiten“⁴⁴, in dem der Einzelne sich in der Regel bewegt, dessen Codices er kennt und der ihm visuell, kulturell und ästhetisch nicht fremd ist. Diesen Raum nimmt in der Alltäglichkeit überhaupt nicht mehr wahr. Erst wenn er einer plötzlichen Transformation unterworfen wird, rückt der Raum wieder in das Bewusstsein vor.

Damit der Raum als satisfaktionierend angenommen wird, muss er verschiedene Grundbedürfnisse befriedigen können. Dazu gehören zum Beispiel Sicherheit, Handlungsfreiräume und Identität. Sind diese gegeben kommt es, so Schilling, analog zu einer Identifikation mit diesem Raum. Ob es dazu aber kommt, ist, wie gerade bereits angedeutet, vor allem eine Frage der Wahrnehmung, weniger der Fakten, da Räume, wenn sie nicht physisch fassbar sind, immer einer Deutung unterliegen. Die konkrete Sicht auf den Raum und seine Gestaltungsmöglichkeiten hängt dabei auch mit dem individuellen ideologischen Entwicklungsstand zusammen. Insbesondere in einer heterogenen Gemeinschaft/Gesellschaft kann der Grad der Identifikation erheblich variieren und Spannungsverhältnisse auslösen.⁴⁵ An dieser Stelle sei noch mal an den Begriff der sektoriellen Normalitäten erinnert.

Um im Weiteren mit dem Raum arbeiten zu können, muss er greifbar gemacht werden. Wie genau kommt es dazu, dass ein Raum zur Normalität wird, man sich also ohne Hilfestellung entspannt und sicher darin bewegen kann? Wie lässt sich bestimmen, ob der Raum satisfaktionierend ist oder nicht? Hierzu soll das Raumorientierungsmodell von Greverus herangezogen werden.⁴⁶ Sie schlägt vier Kategorien vor, nach denen man die Identifikationskompatibilität mit einem Raum bemessen kann:

1. die instrumentale (Erschließung, Verteilung und Nutzung von Ressourcen zur eigenen Existenzsicherung)
2. die politisch-strategische und kontrollierende ((in)formelle Kontrolle und Mitbestimmung der Bewohner im privaten und öffentlichen Bereich der Raumnutzung und -gestaltung.)
3. die soziokulturelle (wichtig für die Entfaltung der Persönlichkeit durch soziale und kulturelle Aktivitäts-, Interaktions-, Prestige- und Regenerationsvalenz des Raums)
4. die symbolische (ästhetische Präferenzen sowie spezifische Traditions-, Image- und Erinnerungswerte, die mit dem Raum verbunden sind).

⁴⁴ Vgl. Fn. 7.

⁴⁵ Vgl. Greverus, S. 124, Schilling, S. 90.

⁴⁶ Vgl. Greverus, S. 124f.

Diese Kategorien werden je nach individuellem Entwicklungsstand unterschiedlich gewichtet. Stehen sich die Kategorien in der persönlichen Wahrnehmung konfligierend gegenüber, beschädigt das die Identifizierbarkeit mit dem Raum und es kommt zur „Identitätsdiffusion“⁴⁷. Der Raum wird nicht mehr als das persönliche Wohl befriedigend wahrgenommen.

Die hier vertretene These ist, dass sich der kleinbürgerliche Raum, also die Normalität, so fundamental verändert hat, dass das Kleinbürgertum nun unter dem Banner der *Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes* auf die Straße geht. Dass die Normalität für Pegidisten einen Wert für sich darstellt, machen ein paar selbstbeschreibende Zitate deutlich: „Der Sachse sieht, was nicht normal ist“⁴⁸, „Sind alles normale Leute“, „Ich bin ein stinknormaler deutscher Bürger“, „Ich bin ein ganz normaler deutscher Bürger“⁴⁹, „Allerdings präsentieren sich die Gesichter von Pegida, Bachmann, Oertel oder Jahn, als ‚normale Bürger‘ – eine Selbstbeschreibung, die sie auch auf die anderen Teilnehmer der Demonstrationen projizieren [...]“⁵⁰. Oder Pegidisten benutzen den Begriff um einen in ihren Augen untragbaren Sachverhalt hinzuweisen: „Da hakt’s bei mir aus. Sowas kann doch kein normaler Mensch wollen. [...]. Das ist dieser Islam. Wenn die Leute Fernsehen anschalten und in die Zeitung gucken, was siehst Du? IS – 120 Kinder in Pakistan in die Luft gesprengt. 3000 dort gemeuchelt, in Afrika. Dort ist das ja normal, ne?“⁵¹, „70-80% sind doch keine Deutschen mehr. Ist das ein normaler Trend?“⁵²

Es ist der weiter oben beschriebene innere Zusammenhalt in Krisenzeiten, der sich hinter dieser Bewegung mit dem ominösen Namen verbirgt. Der kleinbürgerliche Wunsch nach Konformität und Normalität hat sich in einer als existentiell wahrgenommenen Krise in eine ausgeprägte Konfliktbereitschaft mit unvorhergesehenen und irrationalen Ausbrüchen gewandelt.⁵³ „Wenn aus Kontakt Konflikt wird, reagieren Kleinbürger entweder frontal und laut als Kollektiv der *sameness* [kursiv übernommen, Anm. M.R.] oder mit Schweigen und

⁴⁷ Vgl. Greverus (1997), S. 124f.

⁴⁸ Vgl. Geiges/Marg/Walter, S. 95.

⁴⁹ Die drei Aussagen sind Zitate von Pegidisten, die sich von einem Kamerteam der ARD-Sendung Panorama haben interviewen lassen. Die ersten beiden Zitate stammen aus dem ersten Teil und das dritte aus dem zweiten Teil: Panorama: Pegida: Die Interviews in voller Länge, Teil I: <http://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2014/PEGIDA-ROH-2,panorama5344.html> (aufgerufen zuletzt am 21.12.2015); Panorama: Pegida: Die Interviews in voller Länge, Teil II: <http://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2014/Pegida-Die-Interviews-in-voller-Laenge,panorama5340.html> (aufgerufen zuletzt am 21.12.2015).

⁵⁰ Vgl. Geiges/Marg/Walter, S. 13.

⁵¹ Vgl. Geiges/Marg/Walter, S. 125.

⁵² Vgl. Panorama Teil I.

⁵³ Vgl. Schilling, S. 118; Haupt/Crossick, S. 254, Franke, S. 214.

Abwarten.⁵⁴ In diesem Fall haben sie sich eindeutig für ersteres entschieden. Die Bedrohung, die die kleinbürgerlichen Pegidisten wahrzunehmen meinen, entstammt dabei aus einer Mischung aus Unsicherheit und Unbehagen, wie es Frank Decker formuliert.⁵⁵ Während sich Unsicherheit dabei mehr auf die soziale Situation, also die Sorge vor Wohlstandsverlust beziehe, zielt das Unbehagen auf kulturelle Entfremdungsgefühle und den Verlust vertrauter Ordnungsvorstellungen und Bindungen ab. Es sind zwei der drei grundlegenden Elemente des Kleinbürgertums betroffen: Lokalismus und Eigentum. Der eigene Ort und alles, was damit verbunden ist an Traditionen, Bräuchen und Kultur, ist durch den Zuzug von Flüchtenden aus fremden Orten in seinem derzeitigen Zustand ebenso gefährdet wie der eigene Wohlstand und das materielle Eigentum. Es geht somit um die instrumentale und die symbolische Kategorie, die für die Konstruktion des satisfaktionierenden Raumes von herausragender Bedeutung für das Kleinbürgertum sind.

Im Folgenden sollen nun die instrumentale und die symbolische Kategorie näher untersucht werden. Auf die politisch-strategische Kategorie wird im Schlussteil eingegangen. Dabei ist zu prüfen, wie diese Kategorien in normale Zeiten wahrgenommen werden und wie sie sich im Moment verändern und so zu einer Politisierung führen. Die soziokulturelle Kategorie ist für das Kleinbürgertum, wie weiter oben deutlich wurde, nicht relevant, wenn es um die Akzeptanz eines Raumes geht und kann deshalb vernachlässigt werden. Die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit, als Weiterentwicklung verstanden, hat kaum Priorität für den Kleinbürger. Durchschnittlichkeit gilt nicht als defizitär, sondern als Wert, schließlich bedeutet Durchschnitt zu sein, immer im Norm(al)bereich zu liegen.⁵⁶ Die Gaußkurve nach oben und nach unten nicht zu verlassen lautet die Maxime, Prestige ist dem Kleinbürger daher im doppelten Sinne ein Fremdwort.

3.1.1. Die Instrumentale Kategorie

Während sich in weiten Teilen der Gesellschaft postmaterialistische Werte und Vorstellungen in den letzten Jahren mehr oder weniger durchgesetzt haben, definiert sich das Kleinbürgertum nach wie vor über sein Eigentum.⁵⁷ Zum einen, weil es mit einer Vorstellung von Freiheit verbunden ist, da es Unabhängigkeit und Existenzsicherung gewährleistet, zum anderen als Abgrenzungsmerkmal nach unten. Eigentum ist insofern Ziel und Mittel zum

⁵⁴ Vgl. Schilling, S. 10.

⁵⁵ Vgl. Decker, S. 86.

⁵⁶ Vgl. Kudara, S. 252.

⁵⁷ Zwar wurde einiges von dem nun Folgenden weiter oben schon genannt. Zur Vergegenwärtigung schadet es aber nicht, es sich nochmal vor Augen zu führen.

Zweck in einem. Der symbolische Gehalt ist dabei nicht zu unterschätzen. Beweist Eigentum doch gerade, dass die propagierten Werte Disziplin, Fleiß, Ordnung, die sich aus dem Streben nach Selbstständigkeit heraus entwickelt haben, auch gelebt werden. Es soll dem Einzelnen ein gewisses Ansehen bei seinen Mitmenschen verschaffen und der eigenen Individualität Ausdruck verleihen. Schließlich ist der Erfolg der Beweis für die persönlichen Fertigkeiten. Der Staat, der mittels Steuern das ehrlich verdiente Vermögen verkleinert, muss, damit eine weitere Akzeptanz und Legitimierung stattfindet, zumindest dafür sorgen, dass die Ressourcen weiterhin so verteilt werden, dass das Eigentum durch anständige (Werte!) Arbeit wieder vermehrt werden kann. Wie oben schon betont wurde, ist es wichtig zu beachten, dass Eigentum nicht als Mittel zur Expansion gedacht ist, sondern lediglich als Stabilitätsfaktor Ausdrucksform der eigenen Existenz in der Gesellschaft ist. Es findet deswegen auch keine gezielte und gegebenenfalls rücksichtslose Akkumulation des Kapitals statt (zum Beispiel durch Aktien oder Spekulationen). Geld wird in wertbeständige Anlagen reinvestiert (Beispiel Eigenheim). Zwei wichtige Ressourcen, die es zu garantieren gilt, sind der Arbeitsplatz und der Wohnraum. Materieller Wohlstand kann nur geschaffen werden durch die Bereitstellung der eigenen Arbeitskraft. Der Fall in die Arbeitslosigkeit würde nicht nur die Existenz bedrohen, sondern wäre auch ein gravierender Eingriff in das eigene Selbstverständnis. Wer vom Staat lebt, verliert in gewisser Hinsicht seine Individualität, wenn diese durch selbstständig erarbeitete Güter definiert wird. Der Wohnraum und insbesondere das Eigenheim sind die zweite Ressource, die bereitgestellt werden muss. Das Eigenheim, beziehungsweise, wenn es schon nicht für ein Eigenheim reicht, wenigstens eine Mietwohnung und eine Parzelle in einer Gartenkolonie, in der man sich nach eigenen (jedoch nicht unbedingt eigenständig reflektierten) ästhetischen Ansprüchen einrichten kann, verspricht Sicherheit, die Verheißung einer gehobenen Lebenswelt und zementiert das Verhältnis zu seinem Ort.⁵⁸

Wie verändert sich die instrumentale Kategorie nun in den Augen von Pegidisten? Als größte Bedrohung hierfür erscheint der massive Zuzug von Flüchtenden, die sowohl den materiellen Wohlstand bedrohen, als auch die damit verbundenen Werte:

- „Die [die Ausländer, Anm. M.R.], die hier integriert sind und ordentlich arbeiten, hab ich nichts gegen.“

⁵⁸ Vgl. Schilling, S. 177; zum ästhetischen Bewusstsein des Kleinbürgertums vgl. Schilling, S. 134-155.

- „Die Ausländer kriegen einen Haufen Geld und ich eine kleine Rente, dass ich einigermassen über die Runden komm.“
- „Keiner hat was gegen Ausländer, die ordentlich arbeiten, wie Italiener, die hier ihre Restaurants haben.“
- „Meine Kinder gehen arbeiten und haben so wenig Geld“⁵⁹

Die ersten drei Aussagen sind wertebezogen und unterstreichen den symbolischen Gehalt von Einkommen und Eigentum. Nur wer für sein Geld auch arbeitet, hat einen Anspruch darauf. Es geht darum, es sich zu verdienen. Die erste und die dritte Aussage unterteilen die Gruppe der Flüchtenden oder Ausländer allgemein darüber hinaus in zwei Gruppen: die Fleißigen, die für sich selbst sorgen und die Verbrecher (so der O-Ton der Dame) oder Schmarotzer, die sich auf Kosten anderer bereichern wollen. Als Beispiel für einen fleißigen Ausländer gilt demnach der Italiener. Er ist der gute Ausländer, weil er nicht nur arbeitet, sondern auch weiß, wo sein Platz ist: nämlich in der Gastronomie. Damit ist er nicht nur der gute, sondern der perfekte Ausländer. Er kann einem Deutschen den Arbeitsplatz nicht wegnehmen, weil dieser nun einmal schwerlich ein italienisches Restaurant aufmachen kann. Aus der zweiten Aussage klingt neben dem Vorwurf der ungerechtfertigten Bereicherung ein verletztes Gerechtigkeitsempfinden an. Der Mann impliziert in seiner Aussage, dass er sein Leben lang redlich gearbeitet habe und nun lediglich die kläglichen Früchte selbiger einsammeln könne, wohingegen die hier ankommenden Flüchtenden quasi mit Geld überschüttet würden. Dies ist ein Beispiel für die subjektive Wahrnehmung von Realität. Denn natürlich handelt es sich bei den Geldleistungen, die Asylbewerber bekommen, nicht um einen Haufen. Das Asylbewerberleistungsgesetz sieht vor, dass ein alleinstehender Flüchtender, der in einer Asylbewerberereinrichtung lebt, einen Anspruch auf 143 Euro im Monat hat (ab dem 1.1.2016 sind es zwei Euro mehr). Doch selbst wenn es faktisch nicht viel sein sollte, ist es in den Augen des Rentners immer noch zu viel, weil die Person, die das Geld erhält, nichts dafür geleistet hat. Die vierte Aussage unterteilt gar nicht mehr in (ökonomisch) gute und schlechte Ausländer, sondern macht die Verlustängste deutlich. Die Verteilung von Ressourcen, in diesem Fall monetärer, ist nicht mehr gewährleistet und das obwohl man für sein Geld arbeitet. Es ist das komplette Unverständnis, wie es sein kann, dass, obwohl man etwas tut, das Einkommen nicht mehr als Stabilitätsfaktor ausreicht. Was in den Zitaten nicht gesagt wird, bei Diskussionen und Pegida Veranstaltungen aber ebenfalls ein Thema ist, ist

⁵⁹ Vgl. Panorama erster Teil; Panorama zweiter Teil.

die Ressourcenverteilung. Diese ist durch ein mehr an Menschen, an die die Ressourcen verteilt werden müssen, unter Umständen nicht mehr so gewährleistet wie bisher. Dies ist jedenfalls die Angst, die umgeht. Ausländer, die den Deutschen angeblich die Arbeitsplätze wegnehmen, ist eine Standardformel bei fremdenfeindlichen Veranstaltungen, nicht erst seit Pegida. Und sie ist nicht nur bei Rechtsextremen Common Sense, auch der durchschnittliche Kleinbürger kann sich auf sie beziehen. Arbeit ist Bestandteil der eigenen Lebenswirklichkeit und, wie oben aufgezeigt, ein Wert an sich. Teil eines Großen und Ganzen zu sein, vermittelt dem arbeitenden Kleinbürger Individualität sowie Identität und das daraus resultierende Eigentum als Versprechen von Freiheit und Unabhängigkeit im Kleinen ist sein Erfolg. Er ist Arbeitnehmer im Wortsinn. Er nimmt die Arbeit, die ihm gegeben wird und macht sie zu seinem Besitz. Durch die unerwartete Konkurrenz, die auf den Arbeitsmarkt strömt, sieht er den Besitz seiner Arbeit in Gefahr.

Was in dieser Angst vor Flüchtenden als ökonomische Herausforderung, privat wie staatlich, steckt, kann man als marktförmigen Extremismus bezeichnen.⁶⁰ Die Idee dahinter basiert auf der Annahme einer stetigen Ökonomisierung der Lebenswirklichkeit. Werte, die ursprünglich aus der Ökonomie stammen (z.B. Wettbewerb, Leistung, Konkurrenzdenken, Effizienz), gelten nicht mehr nur in den Bereichen des Marktes und zwischen den daran beteiligten Akteuren, sondern sie werden nach und nach in der Gesellschaft internalisiert. Der Kapitalismus ist so enthemmt (Polanyi würde sagen disembedded), dass er sogar die Regeln definiert, die unser Zusammenleben bestimmen. Das ist dann problematisch, wenn die Akzeptanz und die Solidarität mit und für Hilfe mit anderen Gruppen und Personen, die wirtschaftlich wenig gewinnbringend sind, in Frage gestellt wird und Unwertigkeit und Menschenfeindlichkeit aus der gesellschaftlichen Mitte heraus sagbar gemacht werden können.⁶¹ Es handelt sich um Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit nicht aufgrund rassistischer, sondern ökonomischer Motive. Der Wert von Menschen wird anhand ihrer ökonomischen Stärke bemessen und nicht aufgrund ihrer Menschlichkeit. Wie die oben beispielhaft herangezogenen Aussagen belegen, lässt sich die Akzeptanz von Gruppen, basierend auf ökonomischen Prämissen, an der Gruppe der Flüchtenden exemplarisch zeigen.

Flüchtende, egal woher sie kommen, sind ökonomisch gesehen erst einmal eine Belastung für ein Aufnahmeland. Es müssen Unterbringungen errichtet, gemietet oder zweckentfremdet verwendet werden. Kommunen können im Zweifel bestimmte Gebäude nicht mehr so nutzen, wie sie es geplant hatten. Und in solchen, in denen Wohnungsnot

⁶⁰ Vgl. Zick/Klein, S. 103.

⁶¹ Vgl. ebd.

herrscht, wie beispielsweise überall im Raum München, ist die Gefahr einer Neiddebatte hoch, wenn der Wohnraum, auf den die Autochthonen meinen einen Anspruch zu haben, von anderen genutzt wird. Außerdem braucht es ein erhebliches Mehr an Personal, um die anfallenden Aufgaben zu bewältigen. Die Ämter, die Exekutivorgane Militär und Polizei, Betreuer und so weiter müssen in großem Maße tätig werden, ohne dass sie ihre originären Aufgaben vernachlässigen sollen. Dies beeinträchtigt im Zweifel das Sicherheitsbedürfnis. Diejenigen, die bleiben dürfen, bedürfen darüber hinaus integrativer Maßnahmen, die ebenfalls kosten. Und das alles, ohne dass klar wäre, ob diese Ausgaben eine rentable Investition sind und sich, wenn nicht in dieser, so wenigstens in der nächsten Generation amortisieren, oder ob am Ende ein Minus steht.

Es gibt innerhalb einer Marktgesellschaft also durchaus Gründe, die gegen die Aufnahme von Flüchtlingen sprechen. Um sich aber nicht jegliche Humanität absprechen zu lassen, wurde die Unterscheidung zwischen Wirtschafts- und Kriegsflüchtlingen eingeführt. Diese Unterscheidung ist in den gesamtgesellschaftlichen Diskurs eingeflossen und beschränkt sich nicht nur auf Pegida. Beide Gruppen sind kurzfristig gesehen aus einer auf die Ökonomie beschränkten Sicht erst einmal weitestgehend unrentabel. Vielleicht kommt die ein oder andere Fachkraft, die sofort eingesetzt werden kann, aber der Großteil der Menschen ist bis auf weiteres stillgelegtes Humankapital. Der Unterschied ist der, dass die sogenannten Wirtschaftsflüchtlinge vor Armut und prekären sozialen Zuständen fliehen. Die Bezeichnung Armutsflüchtlinge wäre daher zutreffender. Da sie aber in unsere Gesellschaft mit ihren wirtschaftlichen Möglichkeiten flüchten, werden sie als Wirtschaftsflüchtlinge bezeichnet – und vielleicht auch, weil Armutsflüchtling hilfsbedürftiger klingt. Kriegsflüchtlinge kommen aber, hier ist der Name eindeutig, aus Gebieten, die von massiver Gewalt geprägt sind. Das heißt, die Wahrscheinlichkeit, dass ihnen tatsächlich physisches Leid angetan wird, wenn man sie zurückschickt, ist kurzfristig sehr hoch, wohingegen Menschen, die wegen prekärer Lebenszustände das Land verlassen, eher mittel- wenn nicht langfristig mit physischen Folgeschäden rechnen müssen. Bei Kriegsflüchtenden lässt sich also eine klare Linie der humanitären Verantwortung aufzeigen, wohingegen man sich bei der Abschiebung von Wirtschaftsflüchtenden der eigenen gesamtgesellschaftlichen Verantwortung ganz gut entziehen kann.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die instrumentale Kategorie einer veränderten Bewertung durch das Kleinbürgertum unterworfen ist. Nutzung, Erschließung und Verteilung der Ressourcen werden als nicht mehr ausreichend für die eigene Existenzsicherung

wahrgenommen, weil sich die Menge der Anspruch erhebenden Menschen durch den Zuzug von Flüchtenden erhöht. Das monetäre Eigentum, das man in Form von Steuern und Beiträgen ohnehin nur widerwillig abgibt, kommt über die Verteilung der Steuermittel nun nicht mehr in Form von Straßen oder Bildung zurück, sondern wird für eine Gruppe verwendet, die zunächst einmal nichts dafür geleistet hat. Dadurch verschiebt sich das Bild vom Raum in ungünstiger Weise. Er wird in dieser Kategorie als nicht mehr befriedigend empfunden. Es kommt im instrumentalen Bereich zu einer Identitätsdiffusion. Der Raum ist auf diese Weise plötzlich in der Sichtweise der dagegen protestierenden Menschen nicht mehr der normale Raum, als den sie ihn in guten Zeiten wahrgenommen haben, sondern ist zu einem anormalen Komplex geworden, in dem sie sich nicht mehr auskennen. Sie fühlen sich fremd in dem Raum, der einmal ihre Normalität war.

3.1.2. Die symbolische Kategorie

Identifikation mit einem Raum funktioniert nicht nur über die Ressourcenverteilung. Traditionen und Kultur im weitesten Sinne spielen dafür eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sie symbolisieren den Ort nach außen und repräsentieren seine Werte und seine Geschichte. Traditionen spiegeln die Dazugehörigkeit zu einem Ort wider und sind Maßstab dafür, wie eine Gruppe oder ein Einzelner sich auf den Ort berufen kann. Nur wer die Traditionen nicht nur kennt, sondern auch befolgt und wertschätzt, ist Teil davon. Dabei spielt es keine Rolle, woher die Traditionen eigentlich kommen. Ob sie sich aus der Geschichte heraus evolutionär entwickelt haben, oder sie irgendwann einmal ahistorisch konstruiert wurden. Es kommt auf die Wahrnehmung an und den Diskurs in dem sie stattfinden. Jedoch wird der Diskurs nicht rational geführt, sondern basiert vor allem auf Gefühlen.

Bei der gefühlten Bindung mittels Traditionen an einen Raum liegt der Heimatbegriff nahe. Eine angemessene Ausdifferenzierung des Terminus kann hier nicht vorgenommen werden, deshalb wollen wir uns mit Heimat im Sinne von tacit knowledge begnügen. Ausgehend von der Annahme, dass Heimat nicht nur räumlich, sondern auch emotional aufgefasst wird, können wir hier von einer Abgrenzung nach oben sprechen. Während gehobene Schichten der Gesellschaft für Moderne und Veränderung stehen, sieht sich das Kleinbürgertum selbst als Bewahrer von Brauchtum und Natur, die es zu verteidigen gilt.⁶² Wenn Heimat Identität repräsentiert beziehungsweise erst ermöglicht, bedeutet jede Art von Veränderung eine Bedrohung der selbigen. Heimat ist im Sinne eines weiteren

⁶² Vgl. Franke, S. 215; Schilling, S. 54.

Stabilitätsfaktors der Gegenentwurf zu gesellschaftlicher Veränderung und wird folglich wieder in einem sehr engen Rahmen verstanden. Eine mögliche Pluralität von verschiedenen Vorstellungen von Heimat wird ebenso negiert, wie das Vorhandensein sektorieller Normalitäten. Die Hinwendung zu Tradition in Form von Brauchtum und Kultur ist eine fast zwangsläufige Entwicklung, wenn man Neuerungen erst einmal skeptisch oder gar ablehnend gegenübersteht. Avantgarde waren und sind immer die anderen. Bis künstlerische Weiterentwicklungen beim Kleinbürgertum ankommen, dauert es. Erst wenn sich solche Strömungen lange genug in einem allgemeinen Diskurs halten können, werden sie irgendwann auch von den Kleinbürgern wahrgenommen. Sind sie aber einmal in den kulturellen Kanon aufgenommen, gilt es partout sie zu verteidigen. Das Kleinbürgertum schafft es auf diese Weise, sich zum eigentlichen Kulturträger zu generieren, ohne dabei ein eigenes Kulturbewusstsein zu entwickeln.⁶³ Man könnte von einem sozio-kulturellen Trickle-down-Effekt sprechen, in dem Erneuerungen Stück für Stück zum Kleinbürgertum hin durchsickern, ohne gleich als bedrohliche Welle zu erscheinen. Die Kultur ist dann nicht um ihrer Selbst erhaltenswert, sondern als Ausdruck der Besonderheit einer Gruppe, die sie hervorgebracht hat. Ohne selbst jemals künstlerisch tätig gewesen zu sein, kann man sich unter Berufung auf vergangene Meister einen Teil von deren Renommee sichern. Die meisten Deutschen waren in ihrem Leben wohl kaum dichtend und denkend tätig.⁶⁴ Durch die Hervorhebung einiger Weniger, sichert man sich ein klein bisschen von dem Glanz, der von ihnen ausgeht. Wer um die Kultur fürchtet, tut es auch nicht deshalb, weil er Angst hat, sie würde für immer verloren gehen, sondern es geht um das eigene Selbst. Kultur, auf die man sich nicht berufen kann, zerstört das Bewusstsein um sich selbst – zerstört die eigene Identität. Daher die Furcht vor *Überfremdung*, denn der Fremde repräsentiert in der Wahrnehmung derer, denen er Fremd ist, nicht nur sich selbst, sondern alles was auf ihn projiziert wird. Ein Mensch aus einem islamisch geprägten Land ist erst einmal, jedenfalls zumeist, Muslim und erst dann Mensch, selbst wenn der Glaube für ihn gar keine Rolle spielt. Allein durch seine Existenz, als Projektionsfläche der Angst vor dem Fremden, führt er so schon zu einer Veränderung des Raumes. Wenn man sich selbst darüber definiert, woher man kommt, liegt es nahe auch den Anderen so wahrzunehmen.

Zur Symbolik des Raumes gehört nicht zu letzt die Religion, die mit der Errichtung teilweise voluminöser Sakralbauten ihre Präsenz und ihren Einfluss auf den Raum sichtbar macht. In ihr kulminieren Tradition und Kultur. Sie hat nicht mehr allein die Funktion einer

⁶³ Vgl. Schilling, S. 54.

⁶⁴ Jedenfalls in einem wirkmächtigen, den individuellen Einflussbereich überragenden Sinne.

Weltanschauung mit Aussicht auf Erlösung, oder einer persönlichen intuitiven, transzendenten Erfahrung, sondern steht paradigmatisch für traditionelle Werte und kulturelle Leistungen. Die funktionelle Daseinsberechtigung der Kirchen, die vielerorts das Stadtbild prägen, ist, sehr verkürzt, keine religiöse, sondern oftmals nur mehr die einer Sehenswürdigkeit. Allein ihre ästhetische Präsenz, die Ausdruck des kulturellen Schaffensvermögens ist, macht sie zu etwas Besonderem, auf das man beim Gang durch die Stadt stolz hinweisen kann.

Viele Traditionen entstammen dem Christentum und tragen immer noch religiöse Elemente in sich. Man denke nur an diverse Kirchenfeste, Prozessionen und so weiter. Die Religion steht aber in vielen Fällen nicht mehr im Vordergrund, sondern es ist die Tradition als Zusammengehörigkeit stiftendes Erlebnis, die dem Fest seine Bedeutung verleiht. Der Wert der Religion beschränkt sich auf einen symbolischen. Besonders deutlich wird das an Weihnachten, obwohl Weihnachten gar nicht das wichtigste Fest in der christlichen Tradition ist, sondern Ostern. Jedoch geht es schon lange nicht mehr allein um die Geburt des Heilandes. Weihnachten ist das beliebteste, weil am intensivsten wahrgenommene Beispiel für den angeblichen Ausverkauf der deutschen beziehungsweise europäischen Kultur an eine andere. Der Brauchtumsforscher Thomas Hauschild bezeichnet das als moderne Dolchstoßlegende, weil es da angeblich „einen windelweichen feindlichen Agenten im eigenen Lager gibt, der das wahre Deutschland sabotiert, indem er es freiwillig den „Anderen“ preisgibt. Und diese anderen betreiben hinter unserem Rücken eine untergründige Islamisierung durch heimliche Entchristlichung unserer klassischen Weihnachtssymbole.“⁶⁵ Man denke hierbei nur an die Debatten über Weihnachts- und Wintermärkte, um nur ein prominentes Beispiel zu nennen. Durch die Umbenennung verlore, so die Argumentation, der Markt seinen traditionellen Wesenskern, was der expansiven *Überfremdung* nur Vorschub leiste. Der sogenannte war on christmas bezieht sich nicht auf eine Vereinnahmung der religiösen Deutungshoheit des Festes, das wäre auch fast unmöglich, sondern auf die Wahrnehmung, wie mit Traditionen umgegangen wird. Der normale Raum ist in der Adventszeit traditionell weihnachtlich geschmückt und eine Veränderung daran wird um keinen Preis hingenommen.

So fürchtet das politisierte Kleinbürgertum auch nicht die Islamisierung aufgrund fundierter Kenntnisse der Religion, die eine Warnung vor deren Bedrohung allgemein plausibel erscheinen lassen. Der Großteil der Pegidisten hat sich wohl noch nie intensiver

⁶⁵ Vgl. das Interview mit Thomas Hauschild in: Süddeutsche Zeitung vom 12./13.12.2015: „Fürchtet euch nicht!“ – Interview mit Thomas Hauschild

kulturhistorisch und theologisch mit dem Christentum auseinander gesetzt hat, geschweige denn mit *dem* Islam, von dem ohnehin kaum die Rede sein kann. Armin Pfahl-Traugher weist zu Recht darauf hin, dass reine Unkenntnis kein Zeichen für eine ausgeprägte Islamophobie ist.⁶⁶ Meinungsfreiheit respektive das Recht sie auch zu artikulieren, gilt genauso für Menschen, deren Meinungsbildungsprozess sich nicht aus einer Wahrheit heraus entwickelt, die auf einem rational, allgemein anerkannten und seriös geführten Diskurs fußt. Islamophob ist eine Meinung jedoch dann, wenn dahinter die Konstruktion eines mächtigen und gefährlichen Islams als Feindbild steht. Genau das ist bei Pegida der Fall. Aus ihrer Sicht steht der Islam kurz davor, die Deutungshoheit über den normalen Raum zu gewinnen. Dabei geht es auch gar nicht um den Islam per se. Er dient dazu, die Vorstellung einer *Überfremdung des Abendlandes* mittels Vorurteilen und Ressentiments, die nicht mehr nur an politischen Rändern, sondern auch in der Mitte konsensfähig geworden sind, anschaulich darzustellen. Schließlich sind ja auch gar nicht alle Flüchtenden Muslime und nicht alle Muslime sind auch praktizierende. Mit dem Islam hat man lediglich eine Personifikation gefunden, die die Bedrohung der Normalität am Eindrucksvollsten darstellt. Das beruht wohl auch darauf, dass der Islam bis dato in der kleinbürgerlichen Selbstbezogenheit nicht in einem direkten Kontakt mit Muslimen wahrgenommen wurde, sondern vor allem in Verbindung mit Terrorismus und Krieg.

Exemplarisch für das bisher Erörterte steht die Aussage einer Pegidistin: „Ich bin nicht gläubig, aber ich will, dass die Kirche im Dorf bleibt und wir nicht in eine Moschee rennen müssen zu Weihnachten. Das wir überhaupt Weihnachten feiern dürfen, na das wird ja schon witzig. Wahrscheinlich feiern wir das in zwanzig Jahren nicht mehr, weil wir dann schon so unterwandert sind und die Deutschen so wenig Prozent auf den Plan bringen.“⁶⁷ Der Verweis auf die eigene Ungläubigkeit macht aus dem Kirchgang zu Weihnachten einen traditionellen Wert. Was ursprünglich als Akt zur Bestätigung und Unterstreichung einer Weltanschauung, an deren Ende ein Heilsversprechen steht, gedacht war, wird nun zur Folklore und zur Selbstvergewisserung der eigenen Wurzeln. Trotzdem macht es einen Unterschied, in welches Gotteshaus man geht. Die Kirche ist schließlich, auch wenn sie in ihrer ursprünglichen

⁶⁶ Vgl. Pfahl-Traugher, Armin: Die fehlende Trennschärfe des "Islamophobie"-Konzepts für die Vorurteilsforschung – Ein Plädoyer für das Alternativ-Konzept "Antimuslimismus" bzw. "Muslimfeindlichkeit", in: Botsch, Gideon/Glückner, Olaf/Kopke, Christoph/Spieker, Michael: Islamophobie und Antisemitismus – Ein umstrittener Vergleich, Berlin, 2012, S. 18. Er plädiert dafür die Kategorie Islamophobie, zumindest für die Vorurteilsforschung, zugunsten von Antimuslimismus oder Muslimfeindlichkeit abzuschaffen, da, so sein Argument, hinter Islamophobie keine grundsätzliche Menschenfeindlichkeit stecken muss, sondern möglicherweise berechtigte Religionskritik.

⁶⁷ Vgl. Panorama zweiter Teil.

Funktion nicht mehr wahrgenommen wird, ein Bestandteil des traditionellen Raumes. Man kann dieses Gotteshaus nicht einfach durch ein anderes ersetzen. Selbst wenn man die Moschee auf ihre Funktion als Gebets- und Gotteshaus reduzieren und sich vergegenwärtigen würde, dass der christliche und der islamische Gott derselbe ist, käme es doch zu keinem befriedigendem Resultat. Denn die Moschee wird weiterhin als eine fremde, nicht in dem eigenen Raum beheimatete Institution verstanden.

Weitere Zitate von Pegidisten unterstreichen das bisher Gesagte: ⁶⁸

„Weil ich hoffe, dass in ein paar Jahrzehnten noch ein paar Grundpfeiler der deutschen Kultur in Deutschland existieren.“

„Na, wenn die ganzen Muslime hier erscheinen, die man jetzt aufnehmen möchte und soll, dann verbreitet sich ja auch ne andere Kultur. Der Kulturkreis hier in Deutschland ist ja ein ganz anderer, die fühlen sich ja eh nicht wohl hier bei uns.“

„Ich bin Christ und ich möchte nicht, so wie das Thema der Pegida ist, dass der Muslim, die Muslime sich so verbreiten, dass wir überall Moscheen gebaut bekommen.“

„Diese Leute [die Muslime, Anm. M.R.] gehören nicht nach Deutschland und auch nicht nach Europa.“

Nur das letzte Zitat ist explizit muslimfeindlich. Die Muslime als solche haben kein Recht, in Deutschland oder in einem anderen europäischen Land zu leben. Der Mann, von dem der Satz stammt, begründet das mit der Gefährlichkeit und der Gewaltbereitschaft der Muslime gegenüber Anders- und Ungläubigen. Als Beleg führt er den Koran an, den er selbst komplett gelesen habe und der den Muslimen Feindlichkeit gegenüber Ungläubigen befiehlt. Dieses Argument hat jedoch einzig den Zweck, die Angst vor dem Verlust der eigenen Normalität durch *Überfremdung* anschaulicher zu machen. Der Islam ist um Einiges vielschichtiger, als dass der Koran die einzig gültige Basis sein könnte, auf der alle Muslime leben. Genauso gut ließe sich behaupten, dass alle Christen nur nach der Bibel leben würden und auch diese enthält nicht wenige Aussagen, die mit einer aufgeklärten, modernen und liberalen Gesellschaftsordnung nur schwer in Einklang zu bringen sind.

Die anderen drei Zitate sind nicht grundsätzlich muslimfeindlich, in dem Sinn, dass sie Muslime als Menschen grundsätzlich ablehnen. Einer klingt fast mitleidig, wenn er meint,

⁶⁸ Vgl. Panorama erster und zweiter Teil; Screenshot aus dem ersten Teil.

dass Muslime sich keinen Gefallen täten, wenn sie hierherkämen, da sie sich aufgrund des anderen Kulturkreises in Deutschland nicht wohl fühlen könnten. Die eigene Unfähigkeit sich in sektoriellen Normalitäten zu Recht zu finden, wird auf andere Menschen übertragen, indem ihnen im Voraus die dazu nötigen Kompetenzen abgesprochen werden. Gleichzeitig wird aber ebenso die eigene Kultur (Normalität) überhöht, da von vornherein ausgeschlossen wird, dass sie sich insoweit öffnen könnte, um einen satisfaktionierenden Raum für alle Menschen bieten zu können. Andersherum formuliert sind die Menschen nicht willens ihren Raum zu verändern und sich gegebenenfalls einer anderen Normalität anzupassen. Das ist nicht grundsätzlich islamfeindlich. Eher schon islamfeindlich ist die Annahme, in absehbarer Zeit wäre die deutsche Kultur bis auf ein paar Grundpfeiler, wie auch immer die aussehen werden, vernichtet. Denn dadurch werden dem Islam eine grundsätzliche Feindlichkeit und zerstörerische Tendenzen unterstellt. Muslime, ganz egal ob und in welcher Form praktizierend, können nach dieser Anschauung aufgrund ihrer Religion nicht friedlich mit anderen Menschen zusammenleben und deren Kultur tolerieren und akzeptieren. Sie verhielten sich durchweg kulturdarwinistisch, was zu einem Verdrängungswettbewerb führen müsse. Das eigene normative Kulturbewusstsein wird auf den Gegenüber übertragen, wodurch es zum Untergang des Abendlandes kommt. In die ähnliche Richtung argumentiert auch ein Schild eines Pegida-Spazierganges, das im ersten Teil des Videos des NDR Nachrichtenmagazins Panorama zu sehen ist. Darauf ist zu lesen: „Keine Sharia in Europa!“ Damit wird unterstellt, dass Muslime grundsätzlich kein demokratisches, sondern nur ein theokratisches Rechtsverständnis haben, dessen Wurzeln nicht Moral und Verstand bilden, sondern der Glaube. Diese Aussage steht in direktem Widerspruch zu der Tatsache, dass Muslime schon seit längerem mit den Gesetzen im Einklang in Deutschland leben können.

Nicht weniger islamfeindlich ist die Absage an den Bau von Moscheen, da einer anderen Religionsgemeinschaft nicht die gleichen Rechte eingeräumt werden, wie der eigenen. Die islamische Religion wird als nicht gleichberechtigt angesehen. Die Auseinandersetzungen um den Bau von Moscheen sind, wenn man von einem normativen Normalismus ausgeht, besonders eindrucksvoll, da hier Normalität nicht mehr nur als gedachter, sondern als tatsächlicher Raum herausgefordert wird. „Moschee Konflikte sind Symbol- und Symptomkonflikte um die Integration von Migranten und die Stellung des Islams in Deutschland. Sie erscheinen zudem als Gruppen-Anerkennungskonflikte und

Rangordnungskonflikte im städtischen Kontext.⁶⁹ In der individuellen Wahrnehmung ist das Christentum die einzige Religion in Deutschland oder Europa, die eine Daseinsberechtigung genießt, darum gehört auch nur diese in den normalen Raum. Sie hat das kulturräumliche Hoheitsrecht inne. Symbolisch wird hierfür das Bild des christlichen (hin und wieder auch christlich-jüdischen⁷⁰) Abendlandes verwendet, als Kontrast zum muslimischen Orient.⁷¹ Durch den Bau von Moscheen wird die Aufnahme der islamischen Religion und Kultur, wenn man so will, zementiert. Besonders umstritten und gefürchtet sind dabei die Minarette, da in ihnen, vermutlich vor allem aufgrund der Sichtbarkeit, ein Streben nach Dominanz und ein territorialer Machtanspruch gesehen wird.⁷² Oftmals geht es aber auch wirklich um Fragen der Architektonik, und weniger um diffuse Fragen der Deutungshoheit. Das Argument lautet dann oft, dass sie sich die fremde Bauweise nicht in die nähere Umgebung einfüge und es zu einer Orientalisierung des Stadtbilds komme.⁷³

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der normale Raum in der symbolischen Kategorie durch das Ankommen von Menschen aus anderen Kulturkreisen für das Kleinbürgertum an Wertschätzung verloren hat, da er nicht mehr als der traditionelle wahrgenommen wird. Dies wird vor allem mit dem Islam in Verbindung gebracht, dem man einen grundsätzlich expansiven Charakter unterstellt und der die eigene Kultur, die mit dem Raum verbunden ist, auf kurz oder lang verdrängen wird. Die islamische Kultur und Religion wird auf der imaginären Ebene als personifizierte Transformation der Normalität zu einem Feindbild stilisiert. Auf der faktischen Ebene wird eine Veränderung durch die Präsenz von Menschen mit anderer Hautfarbe, Kleidung oder Habitus und den Bau von Moscheen physisch erlebbar. Der „Erfahrungsraum der Vertrautheiten“⁷⁴ wandelt sich in einen der Distanziertheit. Die Vertrautheit von Codices und visueller und gefühlter Gewohnheiten geht verloren und unterminiert die aufgebaute und teilweise gelebte Bindung. Noch entscheidender als bei der instrumentalen Kategorie wird in der symbolischen der Raum zu einem Komplex in dem sich der Kleinbürger verloren fühlt.

⁶⁹ Vgl. Schmitt, Thomas: Moschee-Debatten als raumbezogene, interkulturelle und interreligiöse Konflikte, in: Botsch, Gideon/Glückner, Olaf/Kopke, Christoph/Spieker, Michael: Islamophobie und Antisemitismus – Ein umstrittener Vergleich, Berlin, 2012, S. 192.

⁷⁰ „Die Vereinnahmung der Juden ist eine besondere Frechheit, die sich allerdings im Sprachgebrauch von Politik und Medien bereits eingenistet hat und gedankenlos verkündet wird: Denn vom christlichen Abendland waren die Juden immer und in aller Konsequenz ausgeschlossen – bis hin zum Völkermord an sechs Millionen Menschen unter NS-Ideologie, weil sie Juden waren.“ Vgl. Benz, S. 762.

⁷¹ Die Abendland-Rhetorik ist nicht erst seit Pegida immer wieder zu hören und zu lesen, sondern wird in diesem Zusammenhang schon länger benutzt. Vgl. Schmitt, S. 193f.

⁷² Vgl. Schmitt, S. 196f.

⁷³ Vgl. Schmitt, S. 193f.

⁷⁴ Vgl. Fn. 7

4. Schluss

Durch die veränderte Bewertung der instrumentalen und der symbolischen Kategorien kommt es zu einer Veränderung des Raumes, der als Normalität zuvor anerkannt worden war. Die Angst vor dem Verlust der eigenen Normalität kulminiert und manifestiert sich in einer diffusen Abwehrhaltung gegenüber der islamischen Religion und flüchtenden Menschen und führt so zu einem bisher noch nicht beobachtbaren Protestpotential. Es ist der *horror vacui*, der die Kleinbürger mit Schildern und Parolen bewaffnet auf die Straßen und im Internet auf die virtuellen Barrikaden treibt. Die Furcht, wie in einem luftleeren Raum, ohne Struktur und Halt umherzutreiben, verursacht in den Köpfen Panik, die in einem irrationalen, verwirrenden Aufschrei freigelassen wird. Der Verlust der Normalität, die aus einem offenen Raum ein geschlossenes Narrativ gemacht hat, führt nicht nur zu einer plötzlichen Strukturlosigkeit, sondern auch zu einem Verlust der eigenen Identität. Der ganz faktische Ort, der einen großen Teil des räumlichen Bezuges definiert, und maßgeblich dazu beiträgt sich bewusst zu sein, woher man kommt, ändert sich in der subjektiven Wahrnehmung und verliert dadurch seine identitätsstiftende Komponente. Es geht um die drohende Heimatlosigkeit, um diesen Terminus noch einmal aufzugreifen. So betrachtet ist es denn auch ein gewisses Paradox, dass man sich ausgerechnet gegen die Menschen formiert, die ihre Heimat nicht nur in der Wahrnehmung verloren haben, sondern, zur Flucht gezwungen, ganz real.

In ihrer Selbstbezogenheit sind die Kleinbürger nicht in der Lage, Veränderungen, die entweder plötzlich eintreten, oder die sich, von Anfang an misstrauisch beäugt, über einen sehr langen Zeitraum hinziehen, hinzunehmen. Wird die eigene Normalität durch exogene Einflüsse herausgefordert, sind sie unfähig, diese sachlich und angemessen zu prüfen, sondern sie klammern sich zwanghaft an ihrer Vorstellung von Normalität fest und versuchen sie zu erhalten. Das Kleinbürgertum verschiebt im Raumorientierungsmodell die instrumentale und die symbolische Kategorie, die nicht mehr als befriedigend angesehen werden, zugunsten der politisch-strategischen und kontrollierenden Kategorie. Waren sie in normalen Zeiten darauf bedacht, die Politik soweit wie möglich aus ihrer Lebenswelt herauszuhalten, versuchen sie nun mit Vehemenz in die politische Arena hineinzudrängen. „Im Umgang der [Einheimischen, Anm. M.R.] mit dem Fremden sind drei Möglichkeiten zu nennen: 1. Integration in die lokale Ordnung; 2. Ignorieren des Fremden; 3. Abwehr durch rituelle Dämonisierung des Fremden.“⁷⁵ Eine gewisse Zeit hatte sich das Kleinbürgertum darauf

⁷⁵ Vgl. Schilling, S. 122.

beschränkt, das Fremde nicht zu beachten, oder hat es auch vielleicht gar nicht so explizit wahrgenommen. Der erfahrbare Raum der Normalität war nicht tangiert, oder jedenfalls nicht in dem Maße, als dass es für notwendig erachtet worden wäre, dagegen aufzubegehren. Weil Vorurteile und Ressentiments durch gesellschaftlich repräsentative Stimmen sagbar gemacht wurden, sank die Hemmschwelle für den ominösen kleinen Mann⁷⁶, der endlich sagen konnte, was er schon immer dachte. Und zusammen mit anderen radikalisierte er sich immer weiter. Die Politisierung der Unpolitischen nahm ihren Lauf.

Wie mit der momentanen Situation in Deutschland auf Dauer umzugehen ist, wird die große Frage für dieses wie die nächsten Jahre. Es geht nicht nur um die Frage, wie und ob der Zuzug von Flüchtenden in den nächsten Jahren zu bewältigen sein wird. Denn dass nicht weniger Menschen kommen werden, die vor Krieg und Klimawandel fliehen, ist mittlerweile eine Binsenweisheit. Auch wenn von politischer Seite das Ganze noch viel zu oft als auf Dauer lösbares Problem kommuniziert wird, kann es nicht darauf hinauslaufen, dass diese Menschen an EU-finanzierten Zäunen in der Türkei hängenbleiben oder in nordafrikanischen Auffanglagern eingepfercht werden. Nur weil man etwas nicht mehr sieht, ist es nicht aus dem Sinn. Zu sehr dürfte das gesellschaftliche Bewusstsein mittlerweile geschärft sein, als dass ein kollektives Vergessen dieser Menschen möglich ist. Es geht aber auch darum, wie die aufgeheizte Stimmung im Land wieder beruhigt wird. Zu viel Hass und zu viel Wut werden verbreitet, die eine kompromissorientierte Politik, mit der sich die Bevölkerung identifizieren kann, langfristig unmöglich machen. Dadurch, dass man die normativen Normalisten in Verwunderung und Überrumpelung fast reflexartig in die äußerste rechte Ecke gedrängt hat, war eine Verständigung von Anfang an unmöglich. Der Protest entwickelte sich aus Unverständnis darüber, wie mit den in den eigenen Augen berechtigten Anliegen umgegangen wurde und wird, in eine Renitenz-Bewegung. Es muss um eine doppelte Integration gehen, um den gesellschaftlichen Frieden zu erhalten.

⁷⁶ Die durchgeführten Studien beschreiben zumindest Pegida tatsächlich als ein vor allem maskulin geprägtes Ereignis. Bei Geiges/Marg/Walter sind 81,9% männlich, bei Vorländer/Herold/Schäller sind es 74,6% und bei Rucht et al. sind es nach Beobachtung circa 80%. Vgl. Geiges/Marg/Walter, S. 66; Vorländer/Herold/Schäller, S. 44; Rucht et al., S. 11.

5. Literaturverzeichnis

Becher, Phillip/Begass, Christian/Kraft, Josef: Der Aufstand des Abendlandes – AfD, Pegida & Co.: Vom Salon auf die Straße, Köln, 2015.

Benz, Wolfgang: Auftrumpfendes Unbehagen – Der politische Protest der Pegida-Bewegung, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (63/9), 2015.

Decker, Frank: Rechtspopulismus und Rechtsextremismus in Europa. Die Herausforderung der Zivilgesellschaft durch alte Ideologien und neue Medien – Alternative für Deutschland und Pegida: Die Ankunft des neuen Rechtspopulismus in der Bundesrepublik, Baden-Baden, 2015.

Enzensberger, Hans Magnus: Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums – eine soziologische Grille, in: Stein, Gerd: Philister – Kleinbürger – Spießer. Normalität und Selbstbehauptung, Frankfurt, 1985.

Forum für kritische Rechtsextremismusforschung (Hg.): Ordnung. Macht. Extremismus – Effekte und Alternativen des Extremismus-Modells, Wiesbaden, 2011.

Franke, Berthold: Die Kleinbürger – Begriff, Ideologie, Politik, Frankfurt, 1988.

Geiges, Lars/Marg, Stine/Walter, Franz: Pegida – Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft, hrsg. für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 2015.

Greverus, Ina-Maria: Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell, in: Steiner, Dieter: Mensch und Lebensraum – Fragen zu Identität und Wissen, Opladen, 1997.

Haupt, Heinz-Gerhard/Crossick, Geoffrey: Die Kleinbürger – Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts, München, 1998.

Krockow, Christian Graf von: Heimat – Eine Einführung in das Thema, in: Klein, Ansgar et al.: Heimat – Analysen, Themen, Perspektiven, hrsg. für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 1990.

Kudera, Sabine: Politische Kleinbürgerlichkeit – Ein empirischer Beitrag zur Analyse politischen Bewusstseins in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zeitschrift für Soziologie (4/1988), Stuttgart.

Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus – Wie Normalität produziert wird, Wiesbaden, 1998².

Link, Jürgen: Normale Krisen? – Normalismus und die Krise der Gegenwart, Konstanz, 2013.

Marx, Karl: Das Kapital – Kritik der politischen Ökonomie (Bd. 1); MEW 23, Berlin, 1962.

Mayer, Arno J.: The Lower Middle Class as Historical Problem, in: Journal of modern History (47/3), 1975.

Nachtwey, Oliver: Rechte Wutbürger – Pegida oder das autoritäre System, in: Blätter für deutsche und internationale Politik (März 2015).

Neumeyer, Michael: Heimat – Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens, Kiel, 1992.

Pfahl-Traughber, Armin: Die fehlende Trennschärfe des "Islamophobie"-Konzepts für die Vorurteilsforschung – Ein Plädoyer für das Alternativ-Konzept "Antimuslimismus" bzw. "Muslimfeindlichkeit", in: Botsch, Gideon/Glückner, Olaf/Kopke, Christoph/Spieker, Michael: Islamophobie und Antisemitismus – Ein umstrittener Vergleich, Berlin, 2012.

Pintschovius, Joska: Die Diktatur der Kleinbürger – Der lange Weg in die Deutsche Mitte, Berlin, 2008.

Salzborn, Samuel: Demokratieferne Rebellionen – Pegida und die Renaissance völkischer Verschwörungsphantasien, in: Frindte, Wolfgang/Geschke, Daniel/Haußecker, Nicole/Schmidtke, Franziska: Rechtsextremismus und „Nationalsozialistischer Untergrund“ – Interdisziplinäre Debatten, Befunde und Bilanzen, Wiesbaden, 2016.

Schilling, Heinz: Kleinbürger – Mentalität und Lebensstil, Frankfurt, 2003.

Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit – Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München, 2004.

Schmitt, Thomas: Moschee-Debatten als raumbezogene, interkulturelle und interreligiöse Konflikte, in: Botsch, Gideon/Glückner, Olaf/Kopke, Christoph/Spieker, Michael: Islamophobie und Antisemitismus – Ein umstrittener Vergleich, Berlin, 2012.

Sdvižkov, Denis A.: Das Zeitalter der Intelligenz – Zur vergleichenden Geschichte der Gebildeten in Europa bis zum Ersten Weltkrieg, Göttingen, 2006.

Spaemann, Robert: Geleitwort, in: Kuby, Gabriele: Die globale sexuelle Revolution – Zerstörung der Freiheit im Namen der Freiheit, Kießlegg, 2014⁴.

Strenger, Carlo: Zivilisierte Verachtung – Eine Anleitung zur Verteidigung unserer Freiheit, Frankfurt am Main, 2015.

Vorländer, Hans/Herold, Maik/Schäller, Steven: Wer geht zu Pegida und warum? – Eine empirische Untersuchung von Pegida Demonstranten in Dresden, Dresden, 2015.

Willems, Herbert: Normalität, Normalisierung, Normalismus, in: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut: „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg, 2013.

Zick, Andreas/Klein, Anna: Fragile Mitte – Feindselige Zustände – Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014, hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Ralf Melzer, Bonn, 2014.

Zick, Andreas/Küpper, Beate: Politische Mitte. Normal feindselig, in: Heitmeyer, Wilhelm: Deutsche Zustände, Folge 4, Frankfurt am Main, 2006.

Medien:

Süddeutsche Zeitung vom 12./13.12.2015: „Fürchtet euch nicht!“ – Interview mit Thomas Hauschild.

Internetquellen:

Bild-Zeitung vom 12.12.2014: Anti-Islam-Proteste: Bayerns Innenminister warnt vor rechten Rattenfängern: <http://www.bild.de/politik/inland/pegida/bayerns-innenminister-warnt-vor-rechten-rattenfaengern-38940776.bild.html> (aufgerufen zuletzt am 2.1.2016).

Panorama: Pegida: Die Interviews in voller Länge, Teil I: <http://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2014/PEGIDA-ROH-2,panorama5344.html> (aufgerufen zuletzt am 21.12.2015).

Panorama: Pegida: Die Interviews in voller Länge, Teil II: <http://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2014/Pegida-Die-Interviews-in-voller-Laenge,panorama5340.html> (aufgerufen zuletzt am 21.12.2015).

Patzelt, Werner J., et al.: Was und wie denken PEGIDA-Demonstranten? Analyse der PEGIDA-Demonstranten am 25. Januar 2015, Dresden. Ein Forschungsbericht. (Dresden, 2. Februar 2015), veröffentlicht unter: http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/fakultaeten/philosophische_fakultaet/ifpw/polsys/for/pegida/patzelt-analyse-pegida-2015.pdf (aufgerufen zuletzt am 2.1.2016).

Rucht, Dieter et al.: Protestforschung am Limit – Eine soziologische Annäherung an Pegida, Berlin, 2015, aufrufbar unter: https://www.otto-brennerstiftung.de/fileadmin/user_data/stiftung/Aktuelles/Pegida/2015_Druckfassung_protestforschung-am-limit.pdf (aufgerufen zuletzt am 22.12.2015).

Sinus Institut: Informationen zu den Sinus-Milieus 2015/16: http://www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Bilder/sinus-mileus-2015/2015-09-25_Informationen_zu_den_Sinus-Milieus.pdf (aufgerufen zuletzt am 1.1.2016).

Spiegel online vom 29.12.2015: Morddrohungen auf Facebook-Seite: Grünen-Politiker Beck erstattet Anzeige gegen Pegida: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/pegida-volker-beck-erstattet-anzeige-wegen-morddrohungen-a-1069903.html> (zuletzt aufgerufen am 2.12.2016).